

X
REISE
REISE
X

DIE
REISEN
DES SIR
JOHN
FAIRFAX



MICHAÏL KUSMIN,
DIE REISEN DES SIR JOHN FAIRFAX
DURCH DIE TÜRKEI UND ANDERE
BEMERKENSWERTE LÄNDER







MICHAÏL KUSMIN

~~~~~

DIE REISEN DES  
SIR JOHN FAIRFAX  
DURCH DIE TÜRKEI UND  
ANDERE BEMERKENS-  
WERTE LÄNDER

★

INS

DEUTSCHE ÜBERTRAGEN  
VON ALEXANDER ELIASBERG UND  
MIT HOLZSCHNITTEN VERSEHEN  
VON KARL RÖSSING

★

M C M X X I I I

~~~~~

ORCHIS-VERLAG · MÜNCHEN

Copyright 1923 by Orchis-Verlag, München





MEINE ELTERN WAREN nicht reich, obwohl sie dem Geschlecht der Fairfax angehörten; ich kann mich ihrer nicht mehr erinnern, da ich sie in der frühesten Kindheit verloren habe und im Hause meines Onkels mütterlicherseits, des alten Junggesellen Ed-

ward Fay aufgewachsen bin. Dieser war Richter zu Porthsmouth und hatte ein kleines Haus, eine ansehnliche Bibliothek und eine einzige Dienstmagd: Haushälterin, Beschließerin, Köchin, Scheuermagd und meine Erzieherin – die einäugige Magdalene. Aus den Fenstern im ersten Stock konnte man den Hafen und die Schiffe sehen, und im Hofe gab es einen Gemüsegarten und einige Rosenbeete. Mein Onkel führte ein stilles und sparsames Leben, das ich damals nicht für Armut hielt; später wurde es mir aber klar, daß wir auch anders hätten leben können, wenn mein Onkel kein so schmutziger Geizhals gewesen wäre.

Ich war mutwillig und ungehorsam, kämpfte ständig mit den Straßenjungen und kam oft mit zerrissenen Ärmeln an meiner Jacke heim; Mister Edward und Magdalene schimpften um die Wette und bestrafte mich nur darum nicht mit der Rute, weil ich immerhin ein Sir John Fairfax war.

Auf der Schule befreundete ich mich mit Edmund Page, dem Sohne eines Apothekers aus der Nachbarschaft. Man konnte schwerlich vermuten, was für ein ausgelassener Taugenichts in diesem blassen Edmund, diesem »Mädel«, wie ihn seine Freunde nannten, steckte. Die wilde Ausgelassenheit kam über ihn allerdings nur zeitweise, und dann war er zu den tollsten Streichen und Messerstechereien bereit; gewöhnlich war er aber still, gehorsam, bescheiden, half seinem Vater beim Auswiegen der Arzneien, ging jeden Sonntag zur Kirche und hörte mit gesenkten Wimpern der Predigt bis zum Ende zu. Er sprach dumpf und mit Mühe, wie ein Schwindsüchtiger. Niemand würde diesen Rührmichnichten wiedererkennen, wenn er, die Pfeife rauchend, sich mit ausländischen Matrosen herumschlagend, Karten spielend und wie ein Soldat fluchend, in den Hafenkneipen herumsaß oder in einem Nachen

ganz allein ins offene Meer hinausfuhr, um die ganze Nacht zu fischen und sich einzubilden, ein freier Seefahrer zu sein.

Das Meer zog uns beide an, und wir schmiedeten oft, auf den Steinen vor der Stadt liegend, Pläne, wie wir eine Bande kühner Genossen anwerben und in die Neue Welt oder nach Australien ziehen würden, um die fremden Länder zu schauen, lustige Mädchen in lärmenden Hafenstädten zu umarmen, uns in Sammet zu kleiden, Geld mit beiden Händen um sich zu werfen, beim Bier freie Lieder zu singen, zu kämpfen und zu rauben, auf niemand zu hören, nichts zu bereuen – mit einem Worte, alles zu tun, was uns zu Hause verboten war. Ich hatte mit Edmund gar keine Ähnlichkeit: ich war immer gleichmäßig lustig und niemals abgeneigt, eine rotbackige Dirne zu küssen, eine Partie Karten zu spielen, mein Messer aufblitzen zu lassen, aber die Wildheit meines Freundes erreichte ich nie; dafür konnte er sich nach seinen tollsten Auftritten schnell beruhigen, während ich immer weiter tobte und mich wie ein aufgezogener Kreisel drehte.

Man durfte uns aber nicht zu den gemeinen Bummeln aus dem Kleinbürgerstande zählen; ich und

mein Onkel vergaßen für keinen Augenblick, daß ich ein Sir Fairfax bin, und als ich fünfzehn Jahre alt wurde, ließ Mister Fay einen Schneider kommen und mir, wenn auch um jeden Penny feilschend, einen modernen Anzug nähen; er fing auch an, mir Taschengeld zu geben und mich im Lautenspiel und Gesang zu unterweisen, zu welchem Zweck er alte Noten von Dooland hervorholte. Ich las den Vergil und den Seneca und konnte ordentlich reiten. Mein Onkel nahm mich aufs Gut einer unserer Verwandten mit, wo einige junge Mädchen aus London zu Besuch waren; dort sang und spielte ich an einem Nachmittag zum erstenmal in meinem Leben in Gesellschaft meine etwas altmodischen Lieder, worauf mir eines der zugereisten jungen Mädchen eine Rose gab und dann eine Sonate von Purcell vorspielte. Und wenn wir – ich und Edmund – uns jetzt in den Kneipen zeigten, begrüßte man uns besonders ehrerbietig, da man glaubte, daß die Taschen meines neuen fliederfarbenen Rockes voller Gold und Silber seien; aber niemand wußte, daß dieser Rock mein einziger war.

Bald trat in meinem Schicksal im Zusammenhange mit dem Schicksale Edmunds eine Wendung ein.

Nach einem besonders langen Saufgelage, bei dem mein Freund von einem zugereisten Spanier am Arm verwundet wurde, faßte der Apotheker den Entschluß, seinen Sohn zu verheiraten und zwar so schnell wie möglich, um die Sache noch in der sanftmütigen Periode Edmunds zu erledigen. Ich war ganz außer mir, um so mehr, als die ihm zgedachte Braut, eine gewisse Kitty Humbert, eine französische Jüdin war, die weder eine liebende Gattin, noch eine gute Hausfrau zu werden versprach. Aber alle meine Einwände zerschellten am stumpfen Gehorsam Edmunds. Der Apotheker witterte meine Ränke und bemühte sich, mich von seinem Sohne fernzuhalten; selbst die Hochzeit wurde in großer Heimlichkeit außerhalb der Stadt gefeiert. Von nun an kam ich mit Edmund Page nicht mehr zusammen.

Nachdem ich noch eine Woche lang im Hafen gebummelt hatte, kehrte ich im zerfetzten fliederfarbenen Rock heim und saß tagelang zu Hause, ohne die Fragen des Mister Fay zu beantworten. Schließlich erklärte ich ihm, daß ich eine Reise machen wolle; mein Onkel versuchte es mir auszureden und sagte zuletzt, daß er mir kein Geld geben werde, worauf ich ruhig entgegnete, daß es

sich nicht um sein Geld, sondern um das meiner Mutter handle, daß ich schon erwachsen sei, daß er natürlich nach seinem Gutdünken handeln dürfe, aber sich zunächst überlegen solle, ob diese Handlungsweise anständig sei. Meine Gelassenheit machte auf den Richter offenbar einen größeren Eindruck, als wenn ich groß geworden wäre und ihn frech angefahren hätte; denn beim Abendessen begann er versöhnlich:

„Du hattest recht, John; gewiß habe ich zwar vernünftig, doch nicht ganz anständig gehandelt, als ich dir das Geld deiner Mutter vorenthielt. Du bist ein erwachsener junger Mann und mußt selbst einsehen, ob es vernünftig ist, so in die weite unbekannte Welt zu ziehen. Wäre es nicht besser, die Universität zu besuchen und sich zu irgend-einer friedlichen Beschäftigung vorzubereiten, als die besten Jahre Trinkgelagen und wahnwitzigen Unternehmungen zu opfern? Du bist schon neun-zehn Jahre alt; in deinem Alter hatte ich bei meinem Patrons schon längst Akten abgeschrieben. Wer treibt dich denn von hier? Ich begreife wohl, daß du dich hier langweilst, aber widme dich der Wissenschaft, und die Langeweile wird schnell vergehen.“

Ich möchte gerne Italien besuchen. Sie wissen doch selbst, daß nichts den Menschen so bildet, wie die Bekanntschaft mit fremden Ländern.

Außerdem hat meine Schwester gar nicht soviel hinterlassen, und dann darfst du von mir nicht mehr erwarten.

Obwohl ich wußte, daß mein Onkel mich belog und daß das Vermögen meiner verstorbenen Mutter ausreichte, um selbst nach China zu reisen und an die zwanzig Jahre in Wohlstand zu leben, war ich dennoch über das Einverständnis des Mister Fay dermaßen erfreut, daß ich ihm auch dafür dankte. Der Onkel gab mir seufzend einen Teil des Geldes, und ich fing an, Vorbereitungen für die Reise zu machen.

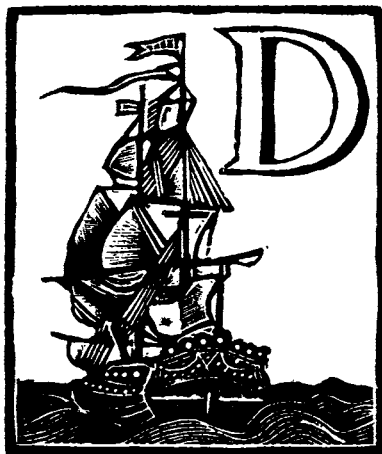
Das Schiff sollte erst in zehn Tagen abgehen, und ich wußte gar nicht, wie diese Zeit totschlagen. Endlich kam der Dienstag, der 3. März 1689.

Fertig angekleidet, lief ich die steile Treppe in mein Zimmer hinauf, warf den letzten Blick auf die Wände, die holländischen Tulpen auf dem Fenster, den Schrank, den Tisch mit dem aufgeschlagenen Seneca, das Bett mit dem Vorhang, die Borde und meine Kleider an den Wänden, sperrte das

Zimmer ab, verabschiedete mich in aller Eile von meinem Onkel, trat auf die Straße, wo die alte Magdalene, mit einem Schöpflöffel in der Hand und sich die Augen mit der Schürze trocknend, stand und Nero bellend herumsprang, winkte mit dem Hut und begab mich in Begleitung eines Matrosen, der mein Gepäck trug, zum Hafen. Der Wind blähte meinen Mantel auf, und ich zürnte dem Hund, der mir immer winselnd um die Beine sprang, und dem Matrosen, der mir langsam folgte. Endlich kam ich an Bord des Furchtlosen und wischte mir, mich bekreuzigend, den Schweiß aus der Stirne.

★





DADERFURCHTLOSE, ein englisches Schiff war, fühlte ich mich kaum von meiner Heimat losgerissen; außerdem ließen die Freude an einer echten Seereise, alle Einzelheiten des Bordlebens und das trotz der frühen Jahreszeit – es war erst März –

stille Wetter die traurigen Gedanken gar nicht aufkommen, die sonst den ersten Stunden nach der Abfahrt eigen sind. Ich verließ fast nie das Schiff, wenn es einen Hafen anlief, machte auch wenig Bekanntschaften unter den Passagieren, verbrachte dagegen die ganze Zeit mit der Mannschaft und beteiligte mich mit Eifer an ihren Arbeiten. Endlich kamen wir in die lange Mündung der Garonne, um in Bordeaux zu landen. Man hatte mir abgeraten, Spanien zu umsegeln, da dies meine Ankunft in Italien verzögern würde, das ich für mein Reiseziel hielt. Außerdem wollte ich wenigstens einen Teil des schönen Frankreichs näher kennen lernen.

Darum entschloß ich mich, von Bordeaux nach Marseille auf dem Landwege über die Savennen zu reisen. Bordeaux steht hinter Portsmouth in der Beziehung zurück, daß es eigentlich an einer Flußmündung und nicht am Meere gelegen ist; ich hatte sogar den Eindruck, daß es hier weniger Durchreisende gäbe und daß die Menge nicht so bunt zusammengewürfelt sei. Vielleicht war das aber nur ein Zufall. Was mich besonders wunderte, war die große Anzahl von öffentlichen Häusern, woraus man natürlich nicht auf die Liederlichkeit der Franzosen schließen darf, da diese Anstalten vorwiegend für die Fremden berechnet sind.

Ich sah zum erstenmal die Franzosen bei sich zu Hause und in der Menge, und darf wohl sagen, daß sie, soweit ich bemerkt habe, sparsam, geizig, treulos, unvernünftig, beweglich und unerträglich laut sind. Was man von ihrem freien Benehmen gegen die Frauen hört, ist stark übertrieben, da die Mädchen, abgesehen von den Dirnen, streng von Sitten sind und sich gar keine Freiheiten erlauben; bei uns dürfte ich jede anständige und edle junge Dame, ohne sie zu kränken, küssen, während dies hier als eine Beleidigung angesehen worden wäre. In der

Zukunft erfuhr ich, daß es sich nur um eine Verschiedenheit der Manieren handelt und daß die Menschen doch überall gleich sind; anfangs versetzte mich das aber in Erstaunen, da es meine vorgefaßte Meinung zu widerlegen schien.

Aus Bordeaux reiste ich in Gesellschaft einiger Franzosen zu Pferde die Garonne entlang, an deren Ufer die Bäume schon lenzlich blühten; die Hügel waren von Weingärten bedeckt, die ich zum erstenmal in meinem Leben sah. Ohne besondere Abenteuer kamen wir zu der Stelle, wo der Aufstieg in die Berge beginnt, als einer der vorne Reitenden plötzlich ausrief: »Da ist der Montauban!« Ich fuhr, als ich diesen Namen hörte, zusammen, schämte mich aber sofort meiner Erregung; der berühmte Seeräuber, der ganz Spanien und Amerika zittern machte, konnte doch unmöglich in den entlegenen Savannen aufgetaucht sein! Es stellte sich heraus, daß das Bergstädtchen, das vor uns lag, den gleichen Namen hatte wie der berühmte Pirat.

Als ich die altertümliche Kathedrale von Rodez besichtigte, sah ich einen Herrn und eine Dame schnell in diese Kirche treten. Sie schienen keine Fremden zu sein, da sie, nachdem sie sich vor dem Altar mit

dem Allerheiligsten kaum verneigt hatten, schnell an eine Säule traten und, immer nach mir blickend, ein lebhaftes Gespräch begannen. Ich aber setzte ruhig die Besichtigung der Kirche fort, mit einem Ohre dem Gespräche lauschend, an dem ich die Aussprache von Marseille zu erkennen glaubte. Als ich an ihnen vorbeiging, verstummten sie sofort, und die Dame lächelte. Sie war sehr klein gewachsen und voll, hatte schwarze Haare und ein lustiges und energisches Gesicht. Übrigens konnte ich im Halbdunkel der Kathedrale die schöne Marseillerin nicht genau sehen. Noch ehe ich den Ausgang erreicht hatte, hielt mich der Zuruf zurück: »Habt Ihr nicht den Handschuh fallen lassen, mein Herr?« Der Handschuh gehörte tatsächlich mir, und ich dankte dem Unbekannten. Mir blieben nur sein aufgewirbelter langer Schnurrbart und seine glänzenden dunklen Augen in Erinnerung. Wir verbeugten uns höflich voreinander und trennten uns.

Am frühen Morgen wurde ich durch ein lautes Gespräch geweckt, das aus dem Hofe heraufdrang. Zwei Knechte spannten fluchend einen nicht sehr großen Reisewagen an; der Herr sah vorgebeugt

ihrer Arbeit zu, während die Dame von gestern in Reisetoylette auf dem offenen Hausflur stand und ab und zu mit klingender Stimme ihre Bemerkungen machte. Ich schlug das Fenster auf und verbeugte mich vor der Unbekannten, nachdem ich einen Blick von ihr aufgefangen hatte; sie nickte mir freundlich wie einem alten Bekannten zu.

›Hoffentlich wollt Ihr doch noch nicht abreisen, Madame?‹ erkühnte ich mich sie anzusprechen.

›Doch, wir sind eben im Begriff abzureisen‹, antwortete sie lustig und lächelte.

Der Herr hob auf unsere Stimmen den Kopf und zog, da er mich im Fenster stehen sah, den Hut.

›Ihr eilt natürlich in dringenden Geschäften weiter?‹ fragte ich ihn.

›Ja, die Geschäfte, immer Geschäfte, Ihr wißt doch‹, antwortete er ernst.

Inzwischen hatte man nicht nur den Wagen angespannt, sondern auch das Gepäck aufgeladen und festgebunden. Die Dame rief mir zu: ›Glück in der Liebe!‹ und huschte in den Wagen. Der Herr stieg gleich nach ihr ein. Ich hatte kaum Zeit, ihnen glückliche Reise zu wünschen, als der Wagen, sich beim Wenden schwer auf die Seite legend, aus dem Hofe

herausfuhr und den Berg hinaufrollte. Lange noch sah ich das weiße Tüchlein, mit dem mir die dunkle Dame mit ihrer kleinen Hand winkte. Der Wagen war schon hinter der letzten Biegung verschwunden, ich stand aber noch immer unangekleidet am offenen Fenster. Der Gastwirt theilte mir auf mein Befragen mit, daß die Fremden gleich mir nach Marseille fuhren. Man kann sich wohl vorstellen, wie ich meine Reisegenossen, einige Kaufleute aus Bordeaux zur Eile antrieb, um die Fremden einzuholen. Hoch zu Rosse hofften wir diese Absicht ohne Mühe auszuführen. Die Sonne stand noch nicht sehr hoch am Himmel, als wir uns auf den Weg machten; die Straße ging immer bergauf; gegen fünf Uhr hörten wir vor uns laute Schreie; meine Reisegenossen hielten ihre Pferde an, da sie irgendeine Schlägerei vermuteten; die Schreie gehörten aber einer einzigen, und zwar weiblichen Stimme an, so daß ich die Kaufleute überredete, näherzukommen, um, wenn nötig, der bedrängten und vielleicht auch verlassenen Dame zu helfen.

Mitten auf der Straße stand der Wagen ohne Pferde, das herumliegende Gepäck ließ auf einen Raubanfall schließen, und aus dem Wageninnern klang

Schreien und Schluchzen. Man hatte den Eindruck, als ob da wenigstens drei Frauen säßen. Als wir aber vor das Wagenfenster traten, erblickten wir nur eine einzige Dame, in der ich, als sie die Hände vom verweinten Gesicht fortzog, meine Unbekannte aus Rodez erkannte. Nachdem sie sich mit Wein



gestärkt und ein wenig beruhigt hatte, erzählte sie uns, daß mehrere Räuber den Wagen überfallen, den Postillon und ihren Cousin ermordet, alle Wert-sachen gestohlen und sie in dieser unseligen Lage zurückgelassen hätten. Sie unterbrach ihren Bericht einigemal durch Tränenströme, sooft ihre Blicke auf die aufgeschlitzten Koffer fielen. Sie hieß Jacqueline Dufour.

Ich machte den Vorschlag, die Verfolgung der Räuber sofort aufzunehmen, aber das Fräulein sagte, daß das Unglück sich schon vor zwei Stunden ereignet hätte. Auf die Frage, wo die Leichen hingegraten seien, antwortete sie, daß sie, da sie sofort die Besinnung verloren, gar nicht wisse, was die Mörder mit den Leichen der Ermordeten angefangen hätten.

„Wahrscheinlich haben sie sie in einen Graben geworfen“, fügte sie, in Tränen schwimmend, hinzu. Nachdem ich die Gegend abgesucht und gar nichts gefunden hatte, war ich nicht wenig erstaunt, sagte mir aber gleich darauf, daß ich wohl die Sitten des Landes noch nicht genügend kenne und daß auch die Räuber, ebenso wie alle anderen Menschen, ihre Launen haben können. Wir wunderten uns nur über die lange Dauer des Kammers und der Tränen des verlassenem Mädchens und verzichteten auf die Verfolgung der Räuber. Nach einiger Überlegung entschlossen wir uns, zwei Pferde vor den Wagen zu spannen; der eine von uns setzte sich auf den Bock, der andere stieg zu Mademoiselle Jacqueline in den Wagen, während der Dritte im Sattel blieb; unterwegs tauschten wir unsere

Plätze. Wenn wir in Dorfwirtshäusern übernachteten, benahm sich unsere Dame mehr als sittsam und versperrte jedesmal die Türe ihrer Schlafkammer, worüber ich mich ein wenig wunderte, da es auf einen gewissen Mangel an Vertrauen auf unsere Zurückhaltung hinwies.

★





WIE BEKANNT, GEHT die Straße von Lodève ab steil abwärts. Wir passierten Clermont, Montpellier und Arles und kamen nach Marseille. Hier trennten wir uns von unserer Jacqueline, und ein jeder suchte seinen Gasthof auf. Am gleichen Tage sprach bei mir ein junger Mann vor, der sich als Jacques Dufour vorstellte. Sein Gesicht kam mir irgendwie bekannt vor, nur der Schnurrbart schien etwas kürzer. Er dankte mir mit Inbrunst für die Hilfe, die ich seiner Schwester in ihrem Unglück geleistet hatte, und bat mich, zu ihnen ins Haus zu kommen, damit die glücklichen Eltern sich bei mir persönlich bedanken könnten. Er blieb bei mir bis zum Anbruch der Dunkelheit, und dann begaben wir uns zusammen in das alte Haus mit abgebröckeltem Verputz, das auf der Anhöhe rechts vom Hafen stand. Ich hatte noch meine Reisekleider an, da ich nicht Zeit gehabt, mich umzuziehen, und mein neuer

Bekannter mich überzeugt hatte, daß die Alten einfache Menschen seien, die so etwas nicht übelnehmen.

Im ersten Salon, in dem schon die Lichter brannten, saßen an die fünf junge Männer, darunter zwei in Militäruniform, und spielten Karten. Am Fenster saß ein älterer Mann und sang leise zur Laute. Der Hausherr geleitete mich, ohne mich zu begrüßen, in das nächste kleine und leere Zimmer. Er entschuldigte sich und ließ mich allein. Nach einigen Augenblicken erschien an der Schwelle Mademoiselle Jacqueline; sie ging, den Finger vor den Lippen, auf mich zu, reckte sich auf den Zehen und küßte mich auf den Mund; darauf ging sie ebenso lautlos in den Salon, aus dem die Stimmen der Spielenden herüberklangen. Bald kamen ihre Eltern, die mir mit Tränen in den Augen, in den gewähltesten Ausdrücken für meinen Edelmut dankten und mit Mitleid und Trauer ihres ermordeten Neffen gedachten. Die Wahrheit zu sagen, sahen sie gar nicht wie Edelleute, sondern eher wie Gauner aus, insbesondere der Herr Papa. Am Ende unserer Unterredung kam wieder Jacqueline herein und nahm bescheiden neben der alten Dame Platz, mir ab und

zu verschämte und vielsagende Blicke zuwerfend. Jacques begleitete mich nach Hause, umarmte und küßte mich auf die herzlichste Weise beim Abschied und forderte mich auf, am nächsten Tag zum Mittagessen zu kommen, nachdem er mir zuvor ein Billett von seiner Schwester zugesteckt hatte.

In diesem Billett schrieb sie mir, daß sie nun zum zweitenmal meine Großmut anrufe und mich anflehe, mit Hilfe ihres Bruders ein Mittel ausfindig zu machen, wie sie der ihr verhaßten Ehe mit dem alten und reichen Herrn de Basencour entgehen könnte. Jacques bestätigte mir die Richtigkeit dieser Mitteilung, und wir überlegten uns lange, was in dieser Sache zu machen sei, da ich, obwohl ich den Worten Jacquelines nicht vollen Glauben schenkte, mich dennoch nicht für berechtigt hielt, auch wenn nur ein Teil der von ihr genannten Unannehmlichkeiten sie wirklich bedrohte, ihr meinen Schutz zu versagen.

Mein neuer Freund schlug mir folgenden Plan vor: beim Kartenspiel einen Streit mit dem alten Hofmacher zu beginnen, ihn dann zu fordern und im Duell zu töten; dabei malte er mir ein so abstoßendes Bild des Herrn de Basencour, daß sein Tod

eine Wohltat wenn nicht für die ganze Welt, so doch wenigstens für Marseille und selbstverständlich für die schöne Jacqueline bedeuten würde. Meine Abreise wurde auf diese Weise um einige Tage hinausgeschoben. Ich besuchte jeden Tag die Dufours; Mademoiselle Jacqueline benahm sich höchst zurückhaltend und warf mir nur ab und zu bittende und verheißende Blicke zu. Als sie einmal mit mir allein geblieben war, griff sie hastig nach meiner Hand und flüsterte: ›Ihr seid doch einverstanden, nicht wahr?‹

›Seid überzeugt, meine Dame: ich will alles tun, was von mir abhängt!‹

Am nächsten Abend fand meine erste Zusammenkunft mit Herrn de Basencour statt. Ich staunte, als ich im vorbestimmten Opfer unseres Planes einen ehrwürdigen, grauhaarigen alten Herrn in grellfarbiger Kleidung, mit ungeschminkt rosigem Gesicht und den bescheidenen, ein wenig affektierteren Manieren eines gewesenen Militärs sah. Es erschien mir undenkbar, mit ihm einen beabsichtigten Streit anzufangen, aber Jacques schwindelte beim Kartenspiel so offensichtlich (natürlich nur, um einen Streit zu provozieren), daß Herr de Basen-

cour sich erhob und erklärte: »Mit Eurer Erlaubnis gebe ich das Spiel auf; wir haben viel zu ungleiche Chancen.«

»Ganz wie es Euch beliebt, mein Herr, aber in diesem Falle werdet Ihr mit meinem Freund den Ort und die Zeit ausmachen müssen,« sagte Jacques, mich mit dem Ellenbogen anstoßend. Der Rat schläge Jacqueline's eingedenk, mischte ich mich in den Streit ein, und es kam schließlich so, daß Herr de Basencour sich nicht mit Dufour, sondern mit mir schlagen sollte. Der Zweikampf war für sieben Uhr am folgenden Morgen angesetzt. Ich verbrachte den Abend bei den Eltern Jacques', die die mir widerfahrene Unannehmlichkeit lebhaft bedauerten. Da der Ausgang der Sache unbekannt war und mein Geld im Falle meines Todes im verdächtigen Gasthofs leicht verloren gehen konnte, entschloß ich mich, es den alten Dufours zur Aufbewahrung zu übergeben. Nach langem Schwanken erklärten sie sich, wenn auch mit verschiedenen Vorbehalten, damit einverstanden, und ich übergab der alten Dame den Lederbeutel, der auf dem Wege von Portsmouth bis Marseille ein wenig leichter geworden war. Jacqueline küßte mich weinend

vor aller Augen, als ob ich schon ihr offizieller Verlobter wäre.

Obwohl mein Gegner nicht zu den Schwachen gehörte, wurde der zweifellose Ausgang des Kampfes durch die Schärfe meiner jungen Augen und die Schnelligkeit meiner Ausfälle beschleunigt. Ich tötete zum erstenmal mit meinen Händen einen Menschen, und ich will nicht verschweigen, daß es auf mich, obwohl es im ehrlichen Zweikampfe geschah, einen starken Eindruck machte, als Herr de Basencour ohne einen Schrei ins Gras hinfiel, während aus der Wunde fast kein Blut kam.

Nachdem wir uns von seinem Tode überzeugt hatten, halfen Jacques und ich den Sekundanten des Herrn de Basencour, seine Leiche in den Wagen zu bringen, der schnell in der Richtung zur Stadt davonfuhr, während wir gleichfalls nach Hause eilten, nicht ganz unbefangen miteinander sprechend und es vermeidend, einander anzublicken.

Jacques kam zu mir und saß lange schweigend auf dem Rohrsessel neben der Türe. Endlich sagte er: ›Was werden wir nun anfangen, John?‹ Und er begann seinen Gedanken zu entwickeln, daß wir für eine Zeitlang, zum Beispiel nach Genua, fliehen

sollten, bis der Tod des alten de Basencour vergessen sein würde, worauf wir nach Marseille zurückkehren und ich, wenn ich wollte, seine Schwester heiraten könnte. Da auch ich selbst die Absicht hatte, schleunigst nach Italien zu kommen, erklärte ich mich mit dem Vorschlage Jacques' einverstanden und äußerte nur den Wunsch, so schnell wie möglich das seinen Eltern zur Aufbewahrung übergebene Geld wiederzubekommen und meiner zukünftigen Braut Lebewohl zu sagen. Aber meine sogenannte Schwiegermutter erklärte zu meinem größten Erstaunen, daß sie vom Schicksale des ihr anvertrauten Beutels nichts wisse und daß sie von mir überhaupt nichts erhalten habe. Diese offensichtliche Frechheit versetzte mich in solche Wut, daß ich die alte Dame eine Diebin und eine Hexe nannte und beim Weggehen die Türe heftig hinter mir zuschlug. Jacques riet mir ab, die Hilfe der Gerichte anzurufen, da es doch vorteilhafter sei, eine auch doppelt so große Summe zu verlieren, als die gesetzliche Strafe für die Ermordung eines angesehenen Bürgers zu tragen; außerdem habe er selbst genügend Geld, um glücklich nach Genua zu kommen und dort einen günstigen Zeitpunkt abzuwar-

ten. Ich sah ein, daß es nicht angebracht war, noch länger darüber zu streiten, packte meine Sachen und wartete bis zum Abend, wo Jacques wieder zu mir kam und mir mitteilte, daß morgen beim Morgengrauen ein kleines Kauffahrteischiff nach Genua abgehe. Wir begaben uns sofort in den Hafen, mit dem Vorsatz, uns nach diesem Tage, der so reich an Eindrücken war, überhaupt nicht hinzulegen. Ich konnte mich nicht beherrschen und überschüttete die Eltern Jacques' mit den bittersten Vorwürfen, denen mein an meiner Seite gehender Freund zerstreut zustimmte.







EIN GÜNSTIGER WIND verhiess uns eine glückliche Fahrt, obwohl das Schiff und die Mannschaft kein besonderes Vertrauen einflößten. Wir reisten ohne besondere Bequemlichkeiten, um mit unserem Gelde vorläufig zu sparen, und so hatte ich Gelegen-

heit, die weise Voraussicht des Mister Fay zu würdigen, der mich immer zur Bescheidenheit und Mäßigkeit angehalten hatte. Ich muß gestehen, daß die Ermordung des Herrn de Basencour, der offensichtliche Verlust meines Geldes, die Tücke Jacqueline's und ihrer Eltern mich in keine besonders fröhliche Stimmung versetzten, und nur die Lustigkeit des unentwegten Jacques', seine Scherze und sein verschmitztes Lächeln hielten noch meinen Mut, der schon im Sinken war, aufrecht. Er tat die ganze Zeit sehr geschäftig, empfahl mir einen Platz im Schatten des Segels an der windgeschützten Seite des Schiffes und zeigte überhaupt eine rührende

Fürsorge, wobei er zehn Geschäfte zur gleichen Zeit besorgte und bald mit den abgerissenen Matrosen unterhandelte, bald irgendein Liedchen summt. Endlich legte er sich, gleichsam ermattet, aufs Verdeck in meiner Nähe, bedeckte das Gesicht zur Hälfte mit seinem breitkrepfigen Hut und schien einzuschlummern. Ich betrachtete seinen langen Schnurrbart, seine roten Lippen und seine Stutznase und dachte mir: ›Es ist doch gar nicht so lange her, daß ich sorglos in Portsmouth lebte und an eine Seefahrt nur in meinen Träumen dachte – und nun bin ich im offenen Meere, ohne Geld, auf einem verdächtigen Schiffe, mit einem noch verdächtigeren Reisegegnossen; ich gedachte des Edmund Page und mußte, nachdem ich einen feindseligen Blick auf den neben mir liegenden Jacques geworfen hatte, aufseufzen. Gleichsam durch meinen Blick (oder vielleicht auch durch den Seufzer) geweckt, schlug jener mit den Worten: ›Ich schlafe nicht, die Augen auf, setzte sich auf morgenländische Art mit untergeschlagenen Beinen und begann mir, ohne irgendwelche Aufforderung meinerseits, seine Geschichte zu erzählen, die mich in das größte Erstaunen versetzte. Es stellte sich heraus, daß er

weder der Bruder Jacqueline's, noch ein Sohn der alten Dufours war, welcher letztere auch nicht die Eltern der schönen Marseillerin waren; es war einfach eine Bande geschickter Gauner, die in allen möglichen Unternehmungen ihr Glück versuchten; er erklärte mir nicht, zu welchem Zwecke das junge Mädchen nach Rodez gereist war, schwor aber, daß er, Jacques ihr damaliger Begleiter gewesen sei, den die Räuber offenbar gar nicht umgebracht hatten, wie auch überhaupt der ganze Raubanfall eine Erfindung war. Herr de Basencour stand der Bande aus irgendeinem Grunde im Wege, und sie entschlossen sich, aus meiner naiven Verliebtheit Nutzen zu ziehen, um sich dieser ihnen unangenehmen Person zu entledigen; mein Geld hatten sie ganz ruhig eingesteckt, und der Eifer, mit dem mein verehrter Freund Jacques auf unsere sofortige Abreise bestanden hatte, beruhte darauf, daß ihm wegen seiner Gaunereien das Gefängnis drohte.

Ich war fast sprachlos vor Zorn, als ich diese mit der unschuldigsten und sorglosesten Miene gemachten Geständnisse hörte. Nach meiner Pistole greifend, rief ich aus: »Der Tod ist das Geringste, was du verdienst, Schurke! Wozu erzählst du mir das alles!«

›Damit Ihr mir vertraut.‹

Seine Frechheit entwaffnete meine Wut.

›Ein seltsames Mittel, um Vertrauen zu wecken. Kann man denn einem solchen Spitzbuben vertrauen?‹

›Auch Spitzbuben sind freundschaftlicher Gefühle fähig. Urteilt selbst: niemand hat mich doch gezwungen, Euch das alles zu eröffnen, was Ihr eben gehört habt. Wir Marseiller sind ein diebischer, doch offener und treuer Menschenschlag. Wir haben unsere Ehre, die Ehre von Dieben, und ich schwöre beim heiligen Blute Christi, daß ich Euch liebgewonnen habe und daß die Hand, die ich Euch biete, eine gute und zuverlässige Hand ist.‹

›Geh weiter!‹ sagte ich, mit dem Fuße stampfend und mich von ihm abwendend. Jacques ging achselzuckend zur Seite, wandte sich aber nach einer Viertelstunde wieder an mich:

›Ich verstehe Euch nicht: was für einen Vorteil habt Ihr davon, wenn Ihr meine Freundschaft zurückweist? Habt Ihr denn in Genua Freunde?‹

›Nein, aber man kann immer und überall anständige junge Leute finden; und wenn ich in eine bedrängte

Lage kommen sollte, kann ich mich immer an Mister Fay wenden, der mir zu Hilfe kommen muß.

„Sehr gut, aber solange Ihr jene jungen Leute noch nicht gefunden und Euch auch an Euren Onkel nicht gewandt habt, solltet Ihr meinen Vorschlag nicht zurückweisen; Ihr könnt mich ja auch wegjagen, sobald es Euch beliebt.“

Über diese Hartnäckigkeit mußte ich staunen; da ich aber berechnete, daß ich, solange ich ohne Geld war, keinen weiteren Schwindel seinerseits zu befürchten hatte und mich im äußersten Falle auch mit der Waffe verteidigen konnte, sagte ich ihm, ohne zu lächeln: „Gut, wir werden schon sehen.“

Jacques drückte mir freudig die Hand und wollte schon seine Herzergüsse von neuem beginnen, als unsere Aufmerksamkeit von den sonderbaren Manövern unseres Schiffes gefesselt wurde, welches jäh umwandte und schnell einen neuen Kurs einschlug.

Wir traten an die Reeling und sahen zunächst nichts Besonderes, außer einem Segel, das am Horizonte schimmerte; der Kapitän konnte wohl von seinem erhöhten Platz aus das Schiff deutlicher als wir sehen: ohne sein Auge vom langen Fernrohr loszureißen,

erteilte er den wenig gewandten Matrosen Befehle. Als ich Jacques fragte, was diese Abweichung von unserem Kurs zu bedeuten habe, antwortete er mir sorglos: ›Bestimmt weiß ich es nicht: der Patron hat wahrscheinlich irgendwelche verbotene Ware an Bord und fürchtet einem Wachschnitzwerkzeug zu begegnen; vielleicht sind aber auch Seeräuber in Sicht.‹

Wie dem auch sei, wir entfernten uns schnell in die entgegengesetzte Richtung, und der Kapitän antwortete mir auf alle meine Fragen nichts als: ›Wir kommen schon ans Ziel!‹ Indessen brach die Nacht ein, und wir begaben uns zur Ruhe. Ich hatte mich mit meinem Reisegelegen schon beinahe versöhnt und schlief ruhig an Seite Jacques' ein, ohne an das verlassene Portsmouth, an Jacqueline und an den seltsamen Kurs unseres Schiffes zu denken.

Ich erwachte vor einem starken Stoß, einem seltsamen Klopfen und einem jeden Augenblick aufleuchtenden roten Feuer. Ich glaubte, das ganze sei eine Fortsetzung des Traumes, den ich soeben gehabt hatte, um so mehr, als die Schreie, von denen der Lärm begleitet wurde, weder der englischen, noch der französischen, noch der italienischen Sprache angehörten. Jacques schlief nicht; er flüsterte mir

zu: ›Ein Überfall!‹ und begann nach der zu Boden
gefallenen Pistole zu suchen. Das Knallen der Mus-
keten, das Klirren der Säbel, die harten Kehllaute
der Feinde, ihre dunklen, tierischen Gesichter, der
Kapitän, der mit gespaltenem Kopf und gespreiz-
ten Armen dalag – alles ließ keinen Zweifel übrig,



daß wir das Opfer eines Überfalles geworden waren.
Nachdem ich schnell meine Waffe losgedrückt und
einen langen, scheeläugigen Strolch auf der Stelle
getötet hatte, hob ich einen Säbel vom Boden und
stürzte mich gegen die Feinde, die über das Er-
scheinen neuer Gegner höchst erstaunt waren. Aber
schon nach einer Minute sank ich, an der Schulter
verwundet, hin und sah zugleich wie im Traume,

wie man Jacques, der sich ergeben hatte, an den Armen fesselte.

Man warf uns schnell in den Kielraum hinunter, obwohl das Schießen oben noch fort dauerte; nach einiger Zeit ließ man zu uns noch zwei andere Gefangene ohne jede Vorsicht herab, so daß die Neankömmlinge uns, wenn wir nicht schnell zur Seite, gekrochen wären, mit ihren Absätzen die Schädel eingedrückt hätten.

An Schlaf war natürlich nicht zu denken. Als die Luke wieder aufging und zu uns diesmal kein Gefesselter, sondern ein frei auf seinen Beinen gehender Räuber herabstieg, erblickten wir über uns einen heiteren Himmel, woraus wir schlossen, daß der Morgen angebrochen war. Der Levantiner sprach ein gebrochenes Italienisch; kam es daher, daß er diese Sprache radebrechte, oder infolge der Ungewöhnlichkeit unserer Lage – jedenfalls begriff ich alles, was dieser Mann sagte. Er riet uns, uns ruhig zu verhalten, keine Fluchtversuche zu unternehmen und uns unserem Schicksal zu ergeben, wobei er erwähnte, daß man uns gut behandeln würde, aber im Falle des geringsten Widerstandes mit einem Stein am Halse über Bord werfen würde. Die Behandlung

war tatsächlich gut, an eine Flucht war aber nicht zu denken, da das Schiff fest gebaut war und man uns die Füße in Holzblöcke geschlossen hatte.

Wir waren unser acht Mann: ich und Jacques, und sechs von der früheren Mannschaft, denn das Schiff hatte außer uns beiden keine anderen Passagiere an Bord. Zweimal am Tage sahen wir bald einen blauen, bald einen von der Abendsonne rosig über-gossenen Himmel mit dem ersten Stern, sooft die Luke geöffnet wurde, um zu uns einen Mann mit Speise und Trank hereinzulassen. Um an unser Schicksal nicht zu denken, unterhielten wir ein-ander zwischen den Mahlzeiten mit zur Hälfte er-fundenen Erzählungen – und, mein Gott, was waren das für Erzählungen! Selbst Apulejus oder Chaucer hätten uns um die Erfindungsgabe beneidet.

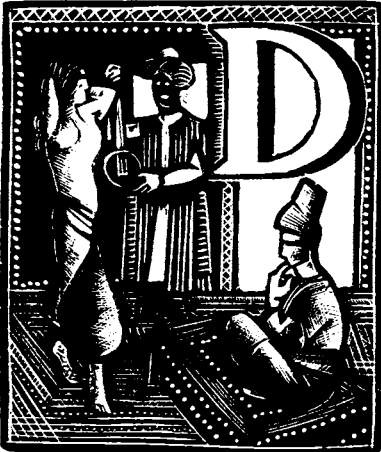
Endlich hielt das Schiff, und man brachte uns auf Deck. Nach dem langen Aufenthalt im Halbdunkel konnten meine Augen das grelle Sonnenlicht nicht ertragen, die mit den Blöcken beschwerten Füße bewegten sich kaum, und ich wurde beinahe ohn-mächtig, als ich mit einem flüchtigen, doch schar-fem Blicke ein blaues Meer, Möwen, die schreiend herumflogen, dunkle Männer in bunter Kleidung,

rosa Häuser auf einer halbrunden Anhöhe und hohe Hügel, die rund und zärtlich wie Frauenbrüste zu einem nicht zu grellen, gleichsam verblichenen Himmel hinaufstiegen, sah. Es war Smyrna.

Man brachte uns nicht auf den Bazar, aber die Kauflustigen kamen selbst auf ihren langen, schmalen und leichten Booten zu unserem Schiff gefahren, das in einiger Entfernung vom Hafen hielt. Mich empfahl man als einen geschickten Gärtner und Jacques als einen geübten Koch – so war es schon vorher ausgemacht. Nach drei Tagen kaufte ein dicker Türke uns beide zugleich, worüber ich mich aufrichtig freute, da ich mich an meinen Freund im Mißgeschick schon gewöhnt hatte.

Nun sind wir Sklaven in morgenländischer Tracht und unterstehen sogar nicht unserem Herrn, sondern einem ekelhaften bartlosen Hausverwalter mit piepsender Stimme; ich grabe die Beete um und beschneide die Rosenstöcke, Jacques brät Fische in der Küche, wir sehen uns nur beim Mittagessen und in der Nacht, die Tage sind heiß, die Nächte schwül – hatte ich denn das erwartet, als ich den heimatlichen Hafen verließ, hatte ich mich darauf vorbereitet?





AS HAUS UNSERES Herrn Seid lag beinahe außerhalb der Stadt, so daß der auf einem sanften Abhange gelegene Garten vom Meere nur durch eine breite Straße getrennt wurde. Dieser Garten glich gar nicht unseren Parkanlagen, und ich würde ihn eher

einen Blumen- oder einen Beerengarten nennen: zwischen den regelmäßig angelegten Beeten wuchsen nur blühende Sträucher und niedere, spärlich verteilte Bäumchen, während die großen Bäume sämtlich in einer einzigen Ecke vereinigt waren, wo sie ein kleines, aber sehr schattiges Gehölz bildeten; die regelmäßig angelegten Wassergräben waren mit bunten Steinchen ausgelegt, und das klare Wasser lief mit angenehmem Rieseln in einen quadratischen, mit rotem Stein umrandeten Teich, der sich dicht vor der Gartenmauer befand. Darin badeten die Frauen, die es vermieden, zum Meere hinauszugehen. Außer Narzissen, Hyazinthen, Tulpen und

Lilien gab es im Garten eine Menge von Rosen aller möglichen Sorten und Schattierungen, von den weißen, wie Schnee, bis zu den dunklen, wie geronnenes Blut; ich habe noch nirgends eine solche Blumenpracht gesehen, und wenn ich abends die schwerbeladenen Zweige beschnitt, schwindelte mir zuweilen der Kopf vor den süßen, sich miteinander vermischenden Düften. Überall hingen Käfige mit bunten, schönen, fremdländischen Vögeln, auf deren Gesang andere, freie Vögel herbeigeflogen kamen, die nicht weniger schön zwitscherten als die ausländischen Gefangenen.

Im Garten gab es drei offene Lauben und zwei Pavillons mit Zimmern; der eine von ihnen hieß: ›Seids Ruhm‹ und der andere: ›Die scheue Hindin der rosigen Nüsse‹, obwohl es darin weder eine Hindin noch Nüsse gab und nur der Hausherr ihn zuweilen aufsuchte, um mit seinen älteren Gästen Schach zu spielen. Von Zypressen umgeben, erhob sich eine weiße, von einem Turban gekrönte Säule, wie man sie auf den muselmännischen Gräbern zu errichten pflegt; hier lag aber unter ihr niemand begraben, und das falsche Grabdenkmal verlieh der dunklen Baumgruppe den Anflug angenehmer Trauer. Neben dem

Einfahrtstore befand sich ein Wächterhäuschen, in dem ich manchmal ausruhte.

Es war schon ziemlich viel Zeit vergangen, und ich verstand nicht nur türkisch, sondern konnte mich auch selbst mit den Ortsbewohnern verständigen. Übrigens hatte ich nur sehr selten Gelegenheit dazu, da ich außer den Dienern und dem piepsenden Hausverwalter niemand zu Gesicht bekam und der Hausherr sich in keine längeren Gespräche mit mir einließ.

An einem besonders warmen Abend hatte ich länger als sonst gearbeitet und ging in Erwartung des Schlafes durch den Garten, an mein Los denkend, dem fernen Hundegebell lauschend und den rosigen runden Mond betrachtend, als ich plötzlich leise Stimmen, ein zurückgehaltenes Lachen und ein schnelles Schlürfen leichter Schritte hörte. Hinter einem Strauch verborgen, sah ich sechs Frauen, die in Begleitung eines riesengroßen Mohren mit einem Star in einem Auge zum Teiche hinabstiegen. Sie sprachen, lachten und scherzten wie junge Mädchen, und ihre Armreifen erzeugten, gegeneinanderschlagend, ein leises Klirren. Bald hörte ich das Aufspritzen des Wassers und ein lauterer Lachen, wor-

aus ich schloß, daß es die Frauen meines Herrn waren, die baden gegangen waren, nachdem sie in den offenen Räumen des Harems keine Kühlung gefunden hatten. Nach einiger Zeit gingen sie mit dem gleichen Zwitschern wieder an mir vorbei. Ich war schon hinter dem Strauch hervorgetreten, um schlafen zu gehen, als plötzlich ein leiser Aufschrei an mein Ohr schlug und eine weibliche Stimme mich flüsternd fragte: ›Wer bist du? Wer bist du? Wer bist du?‹

›Ich bin Euer Gärtner‹, antwortete ich.

Nun trat sie aus dem Schatten hervor und sagte: ›Erzähle niemand, daß du uns gesehen hast; vergiß es und finde mir den Pantoffel, den ich beim Teiche verloren habe.‹

Wir gingen zusammen auf die Suche nach dem Pantoffel, und ich blickte meine Begleiterin von der Seite an; sie war etwa zwölf Jahre alt, hager und linkisch wie ein Kind, und ihre Augen leuchteten im Mondlichte durch den dünnen Schleier. Als sie sich über das taubedeckte Gras beugte, ließ sie ihren Schleier fallen, hob ihn aber sofort wieder auf und hüllte sich in ihn, blickte mich aber zuvor ohne zu lächeln an. Ich hatte nur Zeit gehabt, eine gerade Nase,

tiefsitzende Augen und einen kleinen Mund über einem zierlichen Kinn zu bemerken. Sie wartete stumm, während ich im nassen Grase herumkroch, und schien ernst und streng. Als ich ihr den Pantoffel reichte, gab sie mir eine kleine Münze und fragte mich: ›Bist du unser einziger Gärtner?‹

›Ja, Herrin, einen anderen Gärtner gibt es hier nicht,‹ antwortete ich.

Sie musterte mich aufmerksam, zog sich den Pantoffel an und lief die Anhöhe hinauf, von wo aus man sie leise rief: ›Farisade! Farisade!‹

›Ich komme schon,‹ antwortete sie im Gehen und winkte mir, sich zu mir umwendend, zum Abschied mit der Hand.

Es vergingen einige Tage, und ich hatte diese nächtliche Begegnung schon beinahe vergessen, als zu mir ins Wärterhäuschen, wo ich einmal um die Mittagstunde ausruhte, der Mohr mit dem Star kam, einen geflochtenen Korb in der einen Hand und ein Bündel mit Kleidern in der anderen tragend. Nachdem er mir statt einer Begrüßung seine weißen Zähne gezeigt hatte, fragte er mich: ›Warst du noch nie in den herrschaftlichen Gemächern?‹

›Nein.‹

›Du bist doch der Gärtner?‹

›Ja, ich pflege den herrschaftlichen Garten.‹

Nun kam er näher auf mich zu und fuhr fort, die ganze Zeit lächelnd: ›Dich erwartet die Herrin Farisade; zieh schnell das Kleid an, das ich dir gebracht habe, hülle dich in den Schleier, nimm den Korb und folge mir.‹

Ohne etwas zu verstehen, erfüllte ich den Wunsch des Mohren, was ihm große Freude zu machen schien, da er jeden Augenblick lachte, sich auf die Knie und die Hüften klatschte und, sich immer hinhockend, etwas lallte. Im Korbe lagen Wachspferlen, Armreifen und Ringe von geringem Wert.

Als wir in den Hausflur kamen, sagte der Mohr zu einem Weibe, das sich dort befand: ›Mutter, rufe die Herrin Farisade; hier ist die gute Tante, die die Herrin sehen wollte.‹ Die Alte entfernte sich brummend und kam nach einer Minute in Begleitung Farisades zurück. Sie hatte keinen Schleier vor dem Gesicht und hieß der Dienerin, nachdem sie uns in ein anliegendes kleines Gemach geführt hatte, wieder gehen.

Sie blickte mich etwas scheu an und fragte: ›Wie heißt du?‹

John.

Sie wiederholte einigemal meinen Namen, gleichsam ihrer eigenen Stimme lauschend.

›Was hast du in deinem Korbe – Bananen?‹

›Perlen und Ringe, Herrin.‹

Ich schwieg eine Weile und sagte dann: ›Ihr habt mich kommen lassen!‹

Sie ging auf mich zu, faßte mich linkisch um den Hals, reckte sich auf den Zehen und küßte mich auf den Mund. Dann erzählte sie mir, daß sie mich auf den ersten Blick liebgewonnen hätte und wie langweilig es sei, im öden Harem zu leben und die Liebkosungen des dicken Seïd zu empfangen. Sie sprach sehr schnell und unterbrach ihre Rede bald mit Tränen, bald mit Lachen, so daß ich den Sinn ihrer Worte nur ganz allgemein erfaßte. Als sie zu Ende war, ließ sie sich auf einen niederen Divan sinken und schmiegte sich mit der Wange an meine Schulter, während der Mohr, der das Fenster mit seinem Körper verdeckte, mit dem Gesichte zu uns stand und lustig grinste. Plötzlich holte sie aus der Tasche ihrer grünen Pluderhose einige Honigplätzchen, die sie mir und dem Mohren reichte, und rief, in die Hände klatschend: ›Heute habe ich

ein Fest: die Taube meiner Trauer, der Schatz meines Herzens ist zu mir gekommen! Baabam, spiele auf, damit ich dem Gast etwas vortanze.

Der Diener holte ein Instrument mit einer einzigen Saite hervor, über die er wie rasend mit dem Bogen fuhr, während mir Farisade, ohne die Augen von mir zu wenden, die Hände ungeschickt im Nacken verschränkt und die schwächtigen Schultern zuckend, etwas vortanzte. Als sie müde geworden war, setzte sie sich wieder zu mir auf den Divan und sagte: ›Jetzt wird John sprechen, und seine Liebste ihm zuhören. Erzähle mir von deiner Mutter, von deiner Heimat, wie du lebst, und ob du nie von Farisade träumst.‹

Ich befriedigte so gut ich konnte ihre Neugier und unterhielt sie mit dem traurigen Bericht über mein Schicksal, bis der Sklave uns ein Zeichen gab, daß es Zeit sei, uns zu trennen.

Das Mädchen sagte, mich beim Abschied küssend: ›Nun bin ich deine Frau, verstehst du es? Du mußt mich öfters besuchen und mir Blumen und Beeren bringen; komme aber immer in dieser Kleidung; so ist es ungefährlicher, und auch gleichst du in ihr weniger den Männern, die ich so fürchte.‹ Baabam

begleitete mich bis zum Wächterhäuschen und sagte mir: »Die Leute werden sagen, daß dich hier eine Dame besucht, denn du siehst in dieser Kleidung ganz wie eine Frau aus und eine gar nicht üble dazu«.

Farisade behauptete zwar in ihrer Unschuld, daß ich ihr Gatte sei, doch war ich es in Wirklichkeit nie geworden, obwohl ich oft den Harem besuchte und ganze Nächte mit ihr in »Seids Ruhm« verbrachte. Kindliche Zärtlichkeit, Spiele, Tänze, Küsse, Umarmungen – das war alles, was sich das wilde Kind mir gegenüber erlaubte; ich aber erstrebte gar nicht mehr, da ich nicht übermäßig begeistert war und in ihr die Gattin eines anderen achtete.

Jacques, vor dem dies alles nicht verborgen blieb, riet mir, mit Farisade zu fliehen und behauptete, daß man immer einen Fischer finden könne, der sich für guten Lohn bereit erklärte, uns, wohin ich nur wollte, zu entführen. Da er oft, wenn auch in Begleitung des Hausverwalters, ausging, um Einkäufe für die Küche zu machen, fand der Marseiller einmal Gelegenheit, mit einem Bootsmann zu unterhandeln und ihm goldene Berge zu versprechen, aber Farisade, die im ersten Augenblick mit Entzücken auf meinen Vorschlag eingegangen war,

weigerte sich schon im nächsten Augenblick, mit uns zu fahren, obwohl Baabam und Jacques alles für die Flucht vorbereitet hatten. Sie weinte, stampfte mit den Füßen, warf sich auf den Boden und sprach: ›Wo soll ich hinfahren? Wenn mein Mann es erfährt, wird er uns alle ertränken‹ – und andere Worte, die die Weiber immer sprechen, wenn es gilt, ein ruhiges Leben mit gefahrvoller Ungewißheit zu vertauschen.

Obwohl das Mädchen sich weigerte, mitzufahren, erfuhr Seïd doch von unseren Plänen und sperrte zunächst mich, Jacques und den Mohren in ein unterirdisches Verließ. Wir wußten nicht, was uns erwartete, und diese Ungewißheit bedrückte uns schwer, aber am meisten quälte mich der Gedanke, was wohl mit Farisade geschehen sein mochte. Wie es sich herausstellte, hatte uns derselbe Fischer verraten, mit dem wir wegen der Flucht unterhandelten. Als man uns endlich vor unseren Herrn brachte, saß er vor dem Pavillon der ›Scheuen Hindin‹, nachdenklich, aber nicht zornig. Er begann, ohne uns anzublicken: ›Ihr Hunde, gesteht ihr euren verbrecherischen Plan ein?‹

›Wir leugnen nichts‹, antwortete ich.

„Was verdient ihr nun?“ fragte Seïd von neuem.
„Den Tod!“ rief der Mohr aus, in die Knie sinkend.
Nach längerem Schweigen sagte unser Herr: „Ja, ihr verdient den Tod. Aber was brauche ich euer elendes Leben? Ich verkaufe euch lieber für gutes Geld und befreie mein Haus von der Seuche und die Stadt von der Pest. Ihr sollt nach Stambul verkauft werden, ihr drei.“

Der Mohr küßte dem Herrn die Hand, ich aber ging auf ihn zu und fragte leise: „Und was ist mit der Herrin Farisade?“

Der Türke runzelte die Stirne und wiederholte nachdenklich: „Ja, was ist mit der Herrin Farisade? Daran hättest du früher denken sollen, was mit der Farisade ist!“ Darauf lächelte er boshaft, stieß den Knaben, der zu seinen Füßen mit dem Fächer saß, fort und ging ins Haus.

Jacques behauptete, daß die kleine Farisade in Seïds Hause geblieben sei; man hätte sie nur ordentlich mit Ruten gezüchtigt und lasse sie nicht mehr aus dem Hause. Am nächsten Morgen verkaufte man uns an einen vornehmen Mann nach Stambul, und den Mohren Baabam mit dem Star am linken Auge als dritten dazu.





ANVERKAUFTE UNS an einen vornehmen jungen Mann aus dem Gefolge des Sultans. Er war Junggeselle, besaß zwar ein eigenes großes Haus, verbrachte aber die meiste Zeit in dem Schlosse. Er war reich, hatte viele Diener und Pferde, kostbares Ge-

schirr und Kleider, aber der ganze Haushalt war arg vernachlässigt, da es unter der ganzen Dienerschaft keinen einzigen älteren Mann gab, so daß der Mohr Baabam sich als der älteste erwies. Wenn unser Herr abends zu Hause blieb, versammelten sich bei ihm seine Freunde, und es gab Tanz und Gesang, Scherze und Unterhaltungen, Zuckerwerk und Obst, Flöten- und Harfenspiel bis zum Morgenanbruch. Er bekleidete beim Sultan das Amt eines Kaffeeschenks, war groß gewachsen, schlank, hatte eine Adlernase und hochmütige Augen, war an die achtzehn Jahre alt und hieß Alischar.

Obwohl wir Sklaven waren, hatten wir doch ge-

nügend Freiheit, um das Haus zu verlassen, und sehr viel freie Zeit, womit mein Freund Jacques einigen Mißbrauch trieb. Der Herr gab sich einfach, behandelte uns gnädig und unterhielt sich nicht selten mit mir, wenn er mich im Garten bei der Arbeit traf.

So vergingen etwa drei Monate.

Jacques trieb sich nachts in den griechischen und armenischen Vierteln herum, war morgens immer schlechter Laune, gab die Speisen oft halb roh oder verbrannt zu Tisch und ließ sich sogar kleine Diebstähle zuschulden kommen. Alischar bestrafte meinen Freund nicht, abgesehen davon, daß er ihm einmal einen Saucennapf an den Kopf schmiß, als Jacques Salz statt Zucker in eine Süßspeise getan hatte. Der Charakter unseres Herrn hatte überhaupt seit einiger Zeit etwas umgeschlagen; der Liebling des Sultans war nachdenklich und reizbar geworden, blieb oft zu Hause und lud nicht nur keine Gäste ein, sondern empfing auch diejenigen nicht, die von selbst kamen. Die Dienstboten raunten einander zu, daß dem Herrn die Ungnade des Sultans und vielleicht auch Todesstrafe drohe. Er tat mir sehr leid, und ich gab mir Mühe,

ihm bei unseren Begegnungen mit Blicken und Worten mein Mitgefühl, meine Ergebenheit und meine Liebe zu bezeugen. Alischar bemerkte aber alle meine Bemühungen nicht und sprach mich nur sehr selten an.

Einmal bei Sonnenuntergang, als ich auf meinem Rücken eine Tracht Apfelbaumäste schleppte, die ich abgeschnitten hatte, damit die Bäume nicht verwildern, rief mich mein Herr an und sagte: ›Heute arbeitest du aber lange, mein Freund.‹

›Ja, heute gibt es viel zu tun, Herr,‹ antwortete ich. Er schweig eine Weile und fragte: ›Hast du schon jemals in deinem Leben geliebt?‹

Durch die unerwartete Frage verblüfft, zögerte ich mit der Antwort, während Alischar, der mich ganz vergessen zu haben schien, ruhig mit einem Zweige über den Gartenweg fuhr und zu Boden blickte. Schließlich sagte ich: ›Die Wahrheit zu sagen, habe ich noch niemand geliebt, Herr; in meiner Heimat habe ich wohl einen Freund zurückgelassen, aber ich habe ihn schon lange nicht gesehen.‹

Der Herr fuhr fort: ›Was tätest du aber, wenn der, den du mehr als das Leben, mehr als alles in der Welt liebtest, sich von dir abgewendet, dich ver-

gessen und verlassen hätte, so daß die Worte des Dichters in Erfüllung gingen:

Die Granaten deiner Lippen wurden böser als das Böse,
Und die Pfeile deiner Blicke wurden böser als das Böse?r

Ich würde jenen Menschen ermorden oder mich selbst umbringenr, antwortete ich, ohne zu schwanken. Alischar stand eine lange Weile stumm da, sagte dann: Du sprichst wie ein Mann, mein Freundr, und winkte mir mit der Hand, daß ich weitergehe.

Nachts hörte ich in der Nähe des Wächterhäuschens leise Schritte und Hundegebell, das sofort verstummte. Ich sah durch das in der Türe angebrachte kleine Fenster hinaus und erkannte mit Sicherheit den Herrn, der schnell in der Richtung zum Gartenausgang ging. Ich weiß selbst nicht, was mich dazu bestimmte, aber ich warf mir meine Kleider über und folgte Alischar, mir Mühe gebend, im Schatten zu bleiben.

Nachdem er das Schloß aufgesperrt und in das enge Gäßchen gelangt war, ging der Kaffeeschenk des Sultans von Gasse zu Gasse, von Platz zu Platz, anscheinend von keiner bestimmten Absicht geleitet. Mich sah er nicht, da ich die ganze Zeit in einiger

Entfernung hinter ihm, im Schatten der Häuser verborgen blieb.

Endlich kamen wir ans Meer. Ich blieb stehen, um nicht auf den vom Monde erleuchteten Platz zu geraten, und beobachtete, hinter einer Mauerecke versteckt, was nun kommen würde. Alischar ging wankend zu einem Boot, band es los, schwang langsam die Ruder und entfernte sich allmählich vom Ufer. Ich wartete ab, bis das Boot genügend weit gefahren war, lief dann selbst ans Ufer, durchschnitt mit meinem Messer das Tau, mit dem ein anderes Boot festgebunden war, und ruderte mit leisen Schlägen auf meinen Herrn zu, ohne ihn aus den Augen zu lassen und mich ihm sogar immer mehr nähernd. Zu meinem Erstaunen hielt plötzlich das erste Boot, der Herr, den ich im Mondescheine deutlich sehen konnte, hob beide Arme zum Himmel empor, schrie laut auf, glitt hinab und verschwand in den Fluten. Ich ruderte gar nicht näher heran, sondern stürzte mich ins Wasser, holte schnell den Jüngling, der wieder emporgetaucht war, ein, packte ihn mit der einen Hand und ruderte mit der anderen auf das Boot zu. Ich zog meinen bewußtlosen Herrn mit Mühe aus dem

Wasser, hüllte ihn in den Mantel und fuhr schnell ans Ufer.

Alischar hatte offenbar nur kurze Zeit im Wasser verbracht, denn er öffnete, noch ehe wir das Ufer erreicht hatten, die Augen und stöhnte leise auf. Ich legte den Jüngling auf den Sand und rieb ihn lange mit den Händen, um ihn ganz zum Bewußtsein zu bringen. Endlich flüsterte er: ›Wer ist das? Warum hat man mich wieder ins Leben gerufen?‹ Nach einiger Zeit erhob er sich mit meiner Hilfe und ging langsam, von mir gestützt, seinem Hause zu.

Niemand schien unsere Abwesenheit bemerkt zu haben, und wir kamen, ohne jemand zu wecken, ins Zimmer des Herrn, wo ich ihm trockene Kleider anzog, ihn mit Wein einrieb und mit warmen Pelzen zudeckte. Der Jüngling hatte während der ganzen Zeit kein Wort gesprochen, und erst als ich ihn verlassen wollte, umschlang er meinen Hals mit den Armen und sagte: ›Das vergesse ich nie, mein Freund.‹

Ich war überzeugt, daß die nächtliche Fahrt höchstens eine leichte Erkältung zur Folge haben konnte, und hatte nicht den leisesten Argwohn, als ich er-

fuhr, daß man unseren Herrn am nächsten Morgen zum Sultan berufen hatte.

Ich erzählte niemand vom traurigen Erlebnis, war aber zerstreut und wartete mit Ungeduld auf die Rückkehr Alischars, der im Schlosse ungewöhnlich lange säumte. Aber noch vor seiner Rückkehr



brachte man vor unser Tor drei schneeweiße Pferde mit silbernem Geschirr, und sechs schwarze Sklaven trugen Truhen aus Zedernholz mit goldenen Handhaben. Es waren die Geschenke des Sultans, der sich mit seinem Kaffeeschenk wieder ausgesöhnt hatte.

Das Gesicht Alischars, der in prunkvoller Kleidung eine schwarze, von einer goldenen Schabracke fast

ganz verdeckte Stute ritt, leuchtete wie der Vollmond, und seine hochmütigen Augen blickten noch hochmütiger als sonst.

Ich gratulierte dem Herrn von ganzen Herzen zu seinem wiedergewonnenen Glück; das nächtliche Abenteuer erschien mir als ein Traum, aber der Herr selbst hatte die Bootfahrt anscheinend nicht vergessen, denn er rief mich zu sich heran, küßte mich vor aller Augen und sagte laut: ›Gedenke, daß ich dein Schuldner bin.‹

Nach einigen Tagen sollten sich bei uns die Freunde und Verwandten Alischars versammeln, um die Rückkehr seines glanzvollen Loses zu feiern. Jacques und ich verabredeten uns, dem Herrn irgendein unerwartetes Geschenk zu machen, soweit es uns unsere Kräfte und unsere bescheidene Lage erlaubten. Ich wollte ein Tulpenbeet anlegen, dessen Blumen den Anfangsbuchstaben des Namens ›Alischar‹ bilden sollten, Jacques aber beabsichtigte, mit Hilfe des Oberkochs, mit dem er befreundet war, irgendeinen wunderbaren Kuchen zu backen. Für die Verwirklichung unserer Absichten hatten wir nur noch den Abend und die Nacht zur Verfügung, so daß wir uns gar nicht hinlegten und die

ganze Nacht hindurch arbeiteten: ich pflanzte bei Laternenschein die Tulpen in das soeben angelegte Beet, Jacques machte sich in weißer Jacke vor dem glühenden Herd zu schaffen, und im ganzen Hofe und Garten roch es nach süßen Gewürzen.

Als Alischar mit seinen Gästen das flache Dach betrat, blieb er entzückt und erstaunt stehen: wo gestern ein einfachergrüner Rasenplatz war, prangte jetzt ein zierlicher bunter Buchstabe, dessen jede Windung von anderer Farbe war und der das Auge mit zarter Schönheit erfreute.

Der Herr rief mich zu sich hinauf, küßte mich, zog sich einen Ring vom Finger und reichte ihn mir mit den Worten: ›Nach dem Festmahl sollst du meinen Dank erfahren.‹ Jacques zog abends blaue Pluderhosen und eine gelbe Jacke an, band sich einen blauweißen Turban um, wusch sich sorgfältig, nahm ein vergoldetes Stäbchen in die Hand und ging in Begleitung von sechs Küchenjungen, die eine Platte mit einem bunten Pfau über den Köpfen trugen, ins Haus. Als der Vogel aus feinstem vergoldeten Teig vor Alischar hingestellt war, schlug Jacques, nach den üblichen Begrüßungsworten, mit seinem Stäbchen darauf, die feine Teighülle zerbrach und

enthüllte einen wunderbaren, aus Marzipan errichteten Bau, die treue Nachbildung des Wohnhauses unseres Herrn. Die Fenster aus rosa Kandiszucker leuchteten im Kerzenscheine, und zwei Bäche aus grünem und rotem Syrup liefen ununterbrochen in ein Blätterteigbecken. Jacques öffnete die Türe des Baues, aus dem nun ein lebender Vogel, ein großes funkelndes Ei an einem grünem Bande im Schnabel tragend, herausflog; er erhob sich über das süße Schloß, ließ seine Last fallen, und aus der einstürzenden Mandelteigkuppel flogen plötzlich zwanzig Kanarienvögel – der Zahl der Gäste entsprechend – heraus, ein jeder mit einem runden Ei an einem rosa oder gelben Bändchen im Schnabel. Wie einen kunstvollen Tanz aufführend, oder wie die Soldaten bei einer Parade, flogen die mit den rosa Bändchen nach links, die mit den gelben – nach rechts, legten vor jedem der Gäste einen kleinen Kuchen in Form einer runden Blüte – diese hatte man vorher für Eier gehalten – nieder, setzten sich auf den über dem Tische schwebenden Reifen und begannen alle zugleich harmonisch zu singen.

Der Herr und die Gäste schwiegen einige Minuten wie verzaubert, und der Herr rief schließlich aus:

Ich lasse euch frei, ich lasse euch frei! Ihr seid mir keine Sklaven mehr, sondern Freunde. Man gebe ihnen die schönsten von meinen Kleidern, und sie sollen sich hersetzen, um mit uns zu speisen und sich zu vergnügen!

Wir küßten Alischar die Hand, zogen die kostbaren Gewänder an und feierten die ganze Nacht hindurch den von neuem entflammten Stern des Kaffeeschenkens des Sultans; aber am nächsten Morgen baten wir, nachdem wir uns miteinander beraten hatten, unseren Herrn um Erlaubnis, als freie Menschen unsere bisherigen Arbeiten aus freiem Willen versehen zu dürfen. Der Herr war offenbar von unserer Anhänglichkeit sehr gerührt und beschenkte uns reich. Ich fand Gelegenheit, einen Brief nach Portsmouth zu schicken, und mein Freund, der das Kochen erlernt hatte, buk Pasteten, die ich in meinen freien Stunden in den Straßen der Stadt feilbot.

Ich war nicht allzusehr betrübt, als ich keine Antwort von Mister Fay bekam, denn ich hing tatsächlich an meinem Herrn. Außerdem hatte ich um diese Zeit ein Erlebnis, das mich fest an Stambul fesselte und in der Folge zu weiteren Wanderungen antrieb.



7. KAPITEL



ALS ICH EINMAL MIT meinem Pastetenbrett an der Kreuzung zweier enger Straßen stand, sah ich, wie die ganze Menge plötzlich in eine Seitengasse stürzte, wie von einem ungewöhnlichen Schauspiel gelockt. Die Gassenjungen rannten schreiend um die Ecke,

die Weiber drückten ihre kleinen Kinder an sich und eilten ebendorthin, die Kaufleute traten vor die Schwellen ihrer Läden, und die Eseltreiber schlugen vergebens auf ihre brüllenden Tiere ein. Aus der Nebengasse tönte Peitschenknallen und das Geschrei: ›Den Weg frei! Den Weg frei!‹ Man drückte mich an eine Mauer, und ich konnte weder vorwärts noch rückwärts, bis der Menschenstrom zu der Stelle zurückkehrte, wo ich stand.

Alle liefen einem weißen Pferde mit grüner Schabracke nach, auf dem eine Frau in türkischer Kleidung, doch mit unverhülltem Gesicht saß. Ihre in kleine Zöpfchen geflochtenen roten Haare fielen

unter dem orangegelben, mit einer Pfauenfeder geschmückten Turban hervor, die Lippen waren zusammengepreßt, das Gesicht blaß und blutleer, die Hand hielt fest die Zügel, und die schmalen saphirenen Augen blickten gerade vor sich hin und schienen die lärmende Menge gar nicht zu sehen. Das Pferd schritt langsam, hoch die Beine hebend, während vier Mohren den Weg bahnten, mit roten Peitschen knallend und immerfort schreiend: ›Den Weg frei!‹

Die Frau saß unbeweglich wie aus Stein gemeißelt, und selbst der dunkelblaue, gelb gemusterte breite Mantel, der ihre Schultern verhüllte, regte sich nicht.

Im Gedränge bekam ich einen starken Stoß, so daß ich auf mein Pastetenbrett hinfiel und nur noch darauf bedacht war, daß man mich nicht gleich meinen Pasteten zerdrücke. Als ich mich, mir die Seiten reibend, erhob, war die Straße schon leer, und nur aus der Ferne klangen noch die Schreie und das Peitschenknallen herüber.

In einem nahen Laden, in dem ich bekannt war, erfuhr ich, daß die Dame die Frau eines reichen griechischen Bankiers war, der zuweilen auch dem

Sultan größere Summen vorstreckte. Im gleichen Laden erfuhr ich auch, wo die schöne Griechin wohnte und wie sie hieß.

Meine erste Sorge war natürlich, ihr Haus zu finden, was mir gar nicht so schnell gelang und auch nicht so leicht war. Das Wohnhaus war von allen Seiten von einer hohen Steinmauer umgeben, hinter der die Äste schattiger Bäume hervorlugten, so daß man keine Tür und kein Fenster des zwischen den Bäumen gelegenen Hauses sehen konnte. Als ich um die Mauer auf der einen und auf der anderen Seite herumgegangen war (das Haus stand an einer Straßenecke), sah ich nur ein fest versperrtes Tor und eine ebenso fest verriegelte Seitenpforte.

Von nun an suchte ich jedesmal, wenn ich in die Stadt kam, diese entlegene Straße auf, wo niemand meine Pasteten kaufen konnte, traf aber kein einziges Mal die griechische Dame. Ich begegnete ihr auch in den anderen Straßen Stambuls nicht. Meine Gefühle und Handlungen verheimlichte ich sorgfältig vor Jacques und vor Alischar, der mich mit aufrichtiger Freundschaft behandelte. Nachdem ich täglich um die mir wohlbekannte Mauer herumgegangen war, entdeckte ich endlich in einer Ecke

ein Gesimse, über dem ein dicker Eichenast herabhing. Dies brachte mich auf den Gedanken, auf diesem Wege in den verschlossenen Garten einzudringen, was auch gar nicht so schwer war. Ich kletterte auf das Gesimse, ergriff den Ast, stieg auf die Mauer und ließ mich dann am Stamme entlang ins Gras gleiten. Der Garten war gar nicht so dicht und groß, wie es von außen schien, in der Nähe der Mauer, wo es dunkel und feucht war, rieselte ein unsichtbares Bächlein; und in der Entfernung, auf einem sonnigen Rasenplatz, konnte ich den Eingang zum Hause sehen.

Ich kroch vorsichtig durch das dichte Gras vor ein buntbemaltes Fenster und hielt den Atem an, da ich die Töne einer Gitarre hörte. Das Fenster ging auf, und eine Frauenstimme begann zu singen; die Worte des Liedes waren türkisch, so daß ich ihren Sinn verstehen konnte, obwohl in ihnen, offengestanden, nicht sonderlich viel Sinn steckte. Der Text lautete beiläufig so:

Die Sonne sank, der Liebste kam,
Die Sonne ging auf, der Liebste schied.
Die Sonne wird aufgehen, der Liebste wird scheiden,
Die Sonne wird sinken, der Liebste wird kommen.

Der Himmel ist bleich, die Herzen klopfen,
Der Himmel ist rot, die Tränen fließen.
Der Himmel wird sich röten, die Tränen werden fließen,
Der Himmel wird erbleichen, die Herzen werden klopfen.

Als der Gesang verstummte, hob ich mich auf die Zehen und blickte in das Gemach hinein, das sich als leer erwies. Ich kletterte über die Fensterbank und geriet in ein Zimmer, dessen Ausstattung mir wunderbarlich kam. Längs der Wände standen große, mit Teppichen bedeckte Truhen, vor dem Fenster ragte ein hohes Schreibpult, und in der Ecke hingen einige, vor Alter dunkle Heiligenbilder, vor denen eine große grüne Ampel brannte. Trotz der Mittagsstunde war es im Hause dunkel und kühl, und es roch nach Zypressenholz, Weihrauch und, ich weiß nicht warum, auch nach Anis.

Hier saß ich unbeweglich an die drei Stunden, bis plötzlich der Teppich, mit dem die Türe zum Nebenzimmer verhängt war, zurückgeschlagen wurde, und ich erblickte die Griechin; sie öffnete eine längliche Truhe und begann, ohne mich zu bemerken, allerlei Stoffe herauszuholen; aber mein unwillkürliches Aufseufzen und das Knarren des Koffers, auf dem ich saß, zogen ihre Aufmerksamkeit auf mich.

Sie schlug den Deckel der Truhe schnell zu, ließ die Stoffe, die sie hervorgeholt hatte, zu Boden fallen und sprang auf. Die Hand ans Herz gedrückt, schwieg sie eine Weile und sagte schließlich: ›Wer bist du? Was suchst du hier? Bist du ein Dieb? Mach, daß du hinauskommst!‹

Ich ging auf sie zu und wollte sie bei der Hand nehmen, aber die Griechin flüsterte, vor mir zurückweichend: ›Rühr mich nicht an, sonst schreie ich! Was willst du?‹

Nun erklärte ich ihr alles: wie ich sie zum erstenmal gesehen und wie ich keine Ruhe fand, bis ich die Möglichkeit erlangte, sie zu sehen und zu sprechen. Die Dame kniff ihre saphirenen, im Lichte der Ampel grünschillernden Augen zusammen und fragte mich nach längerem Schweigen leise: ›Bist du der Gärtner, der beim Kaffeeschenk des Sultans wohnt?‹

›Ja, der bin ich‹, antwortete ich, ein wenig erstaunt.

›Wie ich sehe, bist du sehr kühn, Jüngling‹, fuhr sie mit einem halb freundlichen und halb verächtlichen Lächeln fort. Sie hatte eine klare, trockene Stimme, die eher einer Hoboe als einer mensch-

lichen Stimme glich. Ich glaubte, sie halte mich für einen Sklaven, und erzählte ihr darum, wer ich bin und wer meine Eltern waren. Sie hob die Brauen und sagte langsam durch die Zähne: ›Vielleicht glaube ich dir auch.‹

In diesem Augenblick kam ins Zimmer ein kleines Hündchen gelaufen, das mich sofort anbellte; die Griechin nahm es auf den Arm, streichelte es und bemerkte, nach einem Blick durchs Fenster, ruhig: ›Da kommt gerade mein Mann. Du willst doch von mir nichts mehr? Wenn Andreas dich hier findet, wird er uns beide ohne viele Worte töten.‹ Das Hündchen bellte und knurrte immerfort, so daß die Dame es zum Fenster in den Garten hinauswarf. Dann ging sie auf mich zu, ergriff selbst meine Hand und sagte leise: ›Verstecke dich in diese Truhe, ich will sie nicht ganz zumachen und statt eines Teppichs einen leichten Schal darüber werfen, damit du nicht erstickst. Wenn es Zeit ist, werde ich dich herauslassen. Untersteh dich nur nicht, selbst herauszukommen. Ich muß dir etwas sagen.‹

Kaum war ich auf den Rat der Dame in eine große Truhe gestiegen, als Andreas und das Hündchen

kamen, worauf das letztere sofort zu bellen und in allen Ecken zu schnuppern anfang.

›Was hat es nur?‹ fragte der Grieche.

›Ich weiß nicht, es ist wohl vor der Hitze so aufgeregert; ich bin das Tier schon satt‹, antwortete die Dame.

›So?!‹ versetzte der Gatte und begann griechisch zu sprechen.

Lange sprachen und stritten sie so; endlich brach Stephanie (so hatte der Grieche seine Frau genannt) in Tränen aus und verließ das Zimmer, der Mann stellte sich aber vor das Pult, entzündete die Kerze im Messingleuchter und begann, hustend und krächzend, zu schreiben. Vom Liegen mit gekrümmten Gliedern tat mir der ganze Körper weh, und ich fürchtete einzuschlafen und mich durch mein Schnarchen zu verraten oder die Rückkehr der Griechin zu verpassen. Endlich blies der Alte die Kerze aus und begann wohl zu beten, denn aus der Ecke, wo die Ampel hing, tönte ein Murmeln und Rascheln. Dann wurde alles still, und ich hörte nur noch die Ratten piepsen. Ich fühlte mich schon versucht, ohne Frau Stephanie abzuwarten, aus der Truhe herauszukommen und nach Hause zu

gehen, aber das Wort, das ich einer Dame gegeben, hielt mich von diesem Schritt zurück. Ich weiß nicht, wie lange ich noch lag, bis ich durch den nur vom leichten Schal verdeckten Spalt sah, wie die Griechin mit einer dünnen Kerze in der Hand ins Zimmer trat. Ich erwartete, daß sie auf meine Truhe zugehen und mich herauslassen würde, aber sie dachte offenbar gar nicht daran, denn sie ging, nachdem sie das Licht auf das Pult gestellt hatte, in die gleiche Ecke, in der soeben ihr Gatte geseufzt hatte. Ich wartete noch eine Weile und begann zu rufen: ›Frau Stephanie! Frau Stephanie!‹ Da ich auf diese Rufe keine Antwort bekam, hob ich selbst den Deckel, steckte den Kopf heraus und sah mich um. Stephanie kniete mit aufgelösten Haaren, die ihre Schultern wie ein roter Mantel bedeckten, vor den Heiligenbildern, hielt die Hände gefaltet und bewegte lautlos die Lippen; mich sah sie wohl gar nicht, denn sie riß ihre unbeweglichen saphirenen Augen vom dunkeln Heiligenantlitz gar nicht los . . . Nun kam ich ganz heraus, wartete noch einige Minuten und wandte mich wieder an die Betende: ›Frau Stephanie, wolltet Ihr mir nicht etwas sagen?‹ Doch die Griechin antwortete auch darauf nicht

und schielte nur nach mir, ohne sich umzuwenden. Sie war sehr blaß, vielleicht noch blasser als wie ich sie zum erstenmal gesehen hatte. Als ich merkte, daß Stephanie allen meinen Worten nicht die geringste Beachtung schenkte, ging ich auf sie zu, berührte ihre Schulter und sagte leise: ›Lebt wohl, ich gehe jetzt, denn es fängt bald zu tagen an.‹

Die Griechin sprang auf und flüsterte: ›Wer ist das? Wer ist das? Schrei nicht so!‹

›Das bin ich, John, und ich spreche ganz leise. Ich gehe, Ihr werdet mir ein anderes Mal sagen, was Ihr mir sagen wolltet.‹

Die Dame blickte aber nur wie wild um sich und schrie plötzlich auf: ›Blut, Blut!‹ wobei sie sich so sehr zurückbog, daß ich sie mit Mühe an der Taille festhielt. Als ich ihren Zustand sah, setzte ich sie auf eine Truhe, rieb ihr die erkalteten Hände und versuchte sie zu beruhigen: ›Es ist gar kein Blut da, ich gehe gleich fort, denn es beginnt bald zu tagen. Geht schlafen, ehe man Euch vermißt hat. Wenn Ihr mir etwas zu sagen habt, so will ich ein anderes Mal kommen; jetzt gehe ich aber, so wie Ihr gestern selbst gesungen habt:‹

›Die Sonne wird aufgehen, der Liebste wird scheiden.‹

Ich wollte die Gedanken Stephanies auf lustigere Dinge, von denen im gleichen Liedchen die Rede war, lenken, täuschte mich aber in meinen Berechnungen, denn die Griechin wurde noch blasser, drückte einen Finger an die Lippen und sagte streng: ›Du darfst dieses Lied nicht wiederholen: es ist nicht für jeden Tag und wird dir Unheil bringen. Vergiß es.‹

›Ist es denn ein Zauberlied?‹

›Ja, es hat die Gewalt, die Verliebten von ferne herbeizurufen; selbst wenn sie gestorben sind, können sie diesem Zauber nicht widerstehen.‹

›Das ist ja sehr schön: wenn es mir einmal traurig zumute ist, singe ich dieses Lied, und jemand wird zu mir kommen.‹

Stephanie packte mich mit beiden Händen an der Kehle, schleppte mich vor die Heiligenbilder und röchelte: ›Schwöre mir, schwöre mir beim Herrn Jesus, bei Seiner Allerreinsten Mutter und beim Erzengel Michael, daß du alles vergißt, was du gehört hast, alles, was du gesehen hast, alles: den Weg zu mir, mich . . .‹

Ich befreite meinen Hals aus ihren Fingern und sagte: ›Ich kann Euch versprechen, daß ich das

Lied nicht mehr wiederhole, niemand vom Vorgefallenen erzähle und keine Begegnungen mit Euch suche, wenn es so sein muß; aber urteilt doch selbst: wie kann ich es vergessen, wo ich doch ein Gedächtnis habe?

Aber die Griechin wiederholte, mit den Zähnen klappernd und am ganzen Körper zitternd: ›Nein, schwöre, schwöre!‹ In diesem Augenblick brannte die Kerze knisternd aus, und dieses leise Geräusch erschütterte die aufgeregte Dame dermaßen, daß sie laut aufschreiend aus dem Zimmer stürzte; eine ihrer roten Flechten verfang sich in den Messingbeschlägen der Truhe; mit dem Aufschrei: ›Laß mich!‹ zerriß sie das feine Haar und verschwand hinter dem Türvorhang. Ich kletterte schnell zum Fenster hinaus und rannte zur Gartenmauer, wo ich den Baum, an dem ich hereingeraten war, gar nicht so bald fand.

Man kann sich wohl vorstellen, in welcher Verfassung ich nach Hause kam und die ersten Wochen nach dem Besuch bei Stephanie verbrachte. Kaum hatte ich mich aber ein wenig erholt und war zum Bewußtsein gekommen, als mir eines Abends eine mir unbekannte Frau einen Brief in den Garten

brachte. Der Brief war natürlich von der Frau des Bankiers, und es stand darin, daß ich mein Versprechen sicher gebrochen und das Zauberlied gesungen hätte, denn Stephanie könne weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe finden, daß sie sich vor Sehnsucht, mich wiederzusehen, verzehre und mich anflehe, sie heute zu besuchen, da ihr Mann bis morgen früh nach Skutari verreist sei. Ich wußte sehr gut, daß ich den magischen Zauberspruch nie wiederholt hatte, und schrieb den Wunsch Stephanies, mich zu sehen, ihrer Verliebtheit und einer verrückten Laune zu. Auf meine Frage, ob ihre Herrin wohl sei, antwortete mir die Magd, daß Frau Stephanie bei bester Gesundheit sei und mich mit Ungeduld erwarte.

Abends war ich im Hause oder, genauer gesagt, im Garten der schönen Griechin, die mich, gleichsam aller Gefahren spottend, unter freiem Himmel empfing. Uns bediente die gleiche Alte, die mir den Brief gebracht hatte und wir aßen und tranken nach Herzenslust. Stephanie war so lustig, wie ich es von ihr niemals erwartet hätte: sie spielte, sang, lachte und scherzte, ohne mich jedoch auch ein einziges Mal zu umarmen oder zu küssen.

Zuletzt geriet sie in eine ganz ausgelassene Stimmung und machte mir den Vorschlag, sie zu küssen, doch unter der Bedingung, daß ich mich an einen Baum festbinden lasse: dann würde sie ganz nahe an mich herankommen und sich von mir küssen lassen. Als ich darauf eingegangen war und die Griechin mich mit einem festen Strick an eine Eiche gebunden hatte, dachte sie gar nicht daran, sich mir zu nähern, sondern lief fort und sagte mir lachend, daß nun ihr Mann, Herr Andreas, kommen werde. Ich bat sie, keine solchen Späße zu machen und ihr Versprechen zu erfüllen, oder mich loszubinden und nach Hause gehen zu lassen; aber ich konnte mich bald davon überzeugen, daß Stephanie gar nicht spaßte, denn die Alte brachte auf Geheiß ihrer Herrin einen alten bärtigen Griechen herbei und entfernte sich. Die Griechin zeigte auf mich und sagte: »Mein edler Gemahl, sieh, wie treu ich dir bin: dieser Jüngling wollte mir Schande antun; ich überliefere ihn dir, töte ihn, töte ihn, nimm deinen Dolch! Und sie reichte dem Alten einen langen Dolch, aber der Grieche schrie, die Waffe ergreifend, seine Frau an: »Gemeine Hexe! Du glaubst wohl, ich verstehe nicht, was das alles zu bedeuten hat?

Du lockst mit deinen verdammten Zauberkünsten junge Männer an, machst dir ihre Jugend zunutze und willst, daß ich ihr Blut vergieße?! Das deinige wird fließen, das deinige! Er stürzte sich mit dem Dolche gegen sie, sie wich ihm aus, und so rannten sie wie zwei Besessene um den Baum herum. Stephanie hörte nicht auf, ihren Mann mit Schimpfworten zu überschütten und ihm aufzuzählen, wie oft sie ihm schon untreu gewesen war. Dann fing sie an, immer noch um den Baum rennend, von sich wie eine Besessene die Kleider herunterzureißen, und blieb schließlich mit aufgelösten Haaren, bis zum Gürtel nackt, die Arme gespreizt und ganz starr stehen. »Nun, schlag zu, schlag zu!« schrie sie ihn an. Der Alte stieß ihr den Dolch in den Arm, in die Schulter und in den Rücken, aber es war, wie wenn die Waffe nur die Luft durchschneide oder über Marmor gleite: kein einziger Blutstropfen kam aus den ihr zugefügten Wunden. Der Grieche kreischte: »Wart' einmal, Hexe!« und stieß ihr den Dolch mitten in die Brust, aus der nun ein dunkler Blutstrom emporspritzte; auch aus den früheren Wunden kam jetzt Blut, und die Frau stürzte zu Boden, die Arme gespreizt, wie eine Gekreuzigte.

Mir gelang es endlich, den Strick mit den Zähnen zu durchbeißen und zum Kampfplatz zu stürzen. Der Grieche, der mich vergessen zu haben schien, warf den Dolch weg und lief davon, ich aber beugte mich über Stephanie; ihre Augen leuchteten im Mondscheine wie zwei tiefblaue Saphire und das Blut floß unaufhaltsam aus ihren Wunden. Sie erkannte mich nicht und lallte mit erstarrender Zunge: »Die Sonne wird aufgehen, der Liebste wird scheiden. Nach dem Tode! Nach dem Tode!...« Mit diesen Worten starb sie, aber ihre Augen blieben offen und schienen nur erloschen. Von einem namenlosen Entsetzen gejagt, lief ich davon, und ich weiß gar nicht, wie ich das Haus erreichte.

Ich erkrankte an einem heftigen Fieber und lag lange zu Hause, worauf mir Alischar vorschlug, eine Reise nach Damaskus zu machen. Erstens wollte er mir einen Auftrag in diese Stadt mitgeben und zweitens glaubte er, daß es für mich nützlich sei, Stambul zu verlassen, wo ich so viele Aufregungen durchgemacht hatte. Der Herr gab mir genügend Geld mit, kaufte mir eine Partie Teppiche und ließ mit mir auch seinen Koch Jacques ziehen, damit wir uns auch bei unseren weiteren Fahrten nicht trennten.





ALISCHAR BEGLEITETE uns selbst zum Schiff, verabschiedete sich von uns nicht ohne Tränen und sagte, daß wir uns, wenn wir in Not geraten, an seine Freunde in Damaskus wenden sollen und auch, sobald es uns beliebt, zu ihm zurückkehren dürfen. Ob-

wohl ich genügend rüstig war, um diese Reise zu unternehmen, fraß doch ein schmerzvoller Gram an meinem Herzen, so daß selbst alle Scherze Jacques' mich nicht zu erheitern vermochten. Ich lag den ganzen Tag schweigend, ohne zu essen und zu trinken, und selbst ohne zu schlafen, auf dem Verdeck, und wenn ich einschlief, peinigten mich unruhige und grauenvolle Träume. Bald sah ich den von mir ermordeten Herrn de Basencour, bald die tote Stephanie, bald den blassen und traurigen Edmund Page, wie er am Ufer der unruhigen See irrte und mich traurig anblickte. Ich erwachte mit einem Aufschrei und rief Jacques herbei, der mich be-

ruhigte, bis ich, wieder von Todesangst gepackt, aufsprang. Schließlich wurde ich so schwach, daß man mich in die Kajüte brachte, wo ich im Fieber lag. Das Fieber ließ erst kurz vor Beirut von mir ab, und ich ging wieder, vom treuen Jacques gestützt, auf das Verdeck hinauf. Mein Kopf war wie ausgeweidet, stumpf und leer, aber in meinem ganzen Körper ließen sich durch die von der Krankheit erzeugte Mattigkeit hindurch neue belebende Kräfte fühlen. Seltsamerweise konnte ich mich an das Leben in Portsmouth viel besser erinnern, als an den Aufenthalt in Smyrna und insbesondere in Konstantinopel, welch letzterer in mir sehr verschwommene und unruhige Erinnerungen hinterlassen hatte. Jacques sprach mit mir sehr wenig über Stambul und erwähnte nur ab und zu den Namen Alischars, der mir lebendiger als alles andere im Gedächtnis geblieben war.

Ich konnte meine Beine kaum bewegen, als ich ins Boot stieg, um ans Ufer hinübergerudert zu werden. Jacques stützte mich treulich und geleitete mich in einen Gasthof; hier ließ er mich in einem kleinen schmutzigen Zimmer zurück und ging selbst aus, um zu erfahren, wann die Karawane nach Da-

maskus abgehen würde, da ich die Reise so schnell wie möglich fortsetzen wollte, es aber kostspielig und auch gefährlich war, sie allein zu machen. Es war mir langweilig und auch unheimlich, allein ohne meinen Genossen zu bleiben; ich rückte irgendeine leere Kiste, die im Zimmer stand, vor das schmale Fenster, stieg hinauf und begann zum Himmel hinaufzuschauen, an dem die Tauben schwärmten. Ich weiß nicht, wie viel Zeit in dieser Beschäftigung vergangen war, als mich plötzlich eine rohe männliche Stimme, die auf englisch sagte: ›Entschuldigen Sie, ich bin in die unrechte Türe geraten, aus meinen Gedanken riß. Ich wandte mich so schnell um, daß ich beinahe von meiner Kiste herunterfiel. In der Türe stand ein großer bärtiger Mann in breitkrepeligem Hut und europäischer Kleidung, mit sonnenverbranntem Gesicht, einer Adlernase und einer großen Schramme an der rechten Wange. Im Gürtel hatte er zwei Pistolen und in der Hand eine Reitpeitsche. Da ich die Sprache der Heimat schon lange nicht gehört hatte, war ich so betroffen, daß ich eine ganze Weile stumm dastand, ebenso wie mein unerwarteter Gast. Schließlich fragte ich: ›Wie, sind Sie Engländer?‹

›Zu Ihren Diensten«, antwortete der Unbekannte, mit der Hand leicht seine Hutkrempe berührend.

›Auch ich bin aus England. Sind Sie nicht zufällig in Portsmouth gewesen und kennen Sie nicht einen Mister Fay und einen Edmund Page, der eine Kitty Humbert zur Frau hat?‹

›In Portsmouth war ich vor nicht sehr langer Zeit, hatte aber nicht die Ehre, die von Ihnen genannten Gentlemens kennenzulernen.‹

›Wie schade! Der eine ist nämlich mein Onkel und der andere mein bester Freund.‹

Der Fremde zuckte die Achseln und sagte nach kurzem Schweigen:

›Kehren Sie jetzt nach England zurück?‹

›Nein, ich gehe nach Damaskus.‹

›Auch ich habe noch nicht die Absicht, nach Hause zurückzukehren. Gute Nacht. Jack Bright!‹ sagte der Landsmann, mir seine große, behaarte Hand reichend.

›John Fairfax, Sir!‹ antwortete ich, seine dicken kalten Finger drückend. Im Korridor stand der Gasthofbesitzer, ein Jude, und sah unserem Abschied mit dem Ausdrücke namenlosen Grauens zu. Als Bright mein Erstaunen merkte, wandte er

sich um, schlug den Wirt aus aller Kraft mit der Peitsche ins Gesicht und ging, etwas in den Bart brummend. Vergebens fragte ich den Mißhandelten aus, womit er eine solche Behandlung verdient habe: er schüttelte nur den Kopf, und drückte die Hand an die Wange. Als er sich endlich ein wenig beruhigt hatte, flüsterte er: ›Sie sind mit Mister Bright bekannt und fragen noch, womit man solche Behandlung von ihm verdient!‹

›Ich kenne ihn gar nicht: ich sehe ihn zum erstenmal.‹

Das Gesicht des Wirtes zeigte Angst und Erstaunen.

›Wie, Sie sind mit Jack Bright nicht hekannt, und er hat Ihnen die Hand gedrückt? In diesem Falle be-eilen Sie sich, so schnell als möglich abzureisen!‹

›Wir fahren heute sowieso ab, aber ich möchte doch gerne wissen, was unsere Abreise mit dem Besuch dieses Gentlemans zu tun hat?‹

Vom Juden war aber nichts mehr herauszubekommen; er schlug nur die Hände zusammen und lief sofort vor das Tor, um zu sehen, ob Jacques noch nicht zurückkehre. Jacques, der alles nötige erledigt hatte, kam sehr bald heim, schenkte unserem Bericht über den unbekanntem Engländer keine Be-

achtung, rechnete mit dem Wirt ab und machte sich mit mir schleunigst auf den Weg.

Die Karawane war nicht sehr groß, hatte aber dafür den Vorzug, daß alle Teilnehmer nach Damaskus wollten. Wir legten den ganzen beschwerlichen Weg ohne besondere Mühe und ohne Abenteuer zurück. Nachdem wir vom Libanon in das Tal des Flusses Litani herabgestiegen waren, schlugen wir die Richtung zwischen dem Antilibanon und Hermon ein und verließen das Gebirge erst kurz vor Damaskus, das in einem blühenden, von hundert Flüssen und Bächen durchrieselten Garten gelegen ist. Der Anblick der hellen, kalten Barade, die vom Antilibanon kommt, der Gärten, Moscheen, Mühlen, der turmgekrönten Stadtmauern, der zahllosen Märkte und der lebhaften Menge war nach der Syrischen Wüste besonders anziehend.

Wir stiegen mit unseren Reisegegnossen in einer Bazarherberge ab; Jacques ging zum Vorsteher des Teppichmarktes, um zu erfragen, wo wir uns einen Laden mieten könnten, und ich erledigte inzwischen den Auftrag Alischars.

Ich suchte ohne Mühe den alten Scheich auf, an den das Schreiben des Kaffeeschenks gerichtet war,

und überreichte ihm den Brief, worauf der Alte das Wachssiegel küßte und mich besonders ehrerbietig zu behandeln anfang. Es zeigte sich, daß der Auftrag unseres guten Herrn nur in der Bitte bestand, der Scheich möchte uns in der unbekanntesten Stadt jede Unterstützung angedeihen lassen und uns sogar im Falle der Not mit Geld aushelfen, welches Alischar ihm zurückzuzahlen schwor.

Wir richteten uns in einem halbfinsternen engen Laden ein, wo unser Handel in der ersten Zeit nicht besonders gut gedieh. Kam es daher, daß uns niemand kannte, oder daher, daß wir keine Muselmänner waren – jedenfalls ließ sich bei uns fast niemand blicken, obwohl Jacques den ganzen Tag vor der Schwelle stand, die Kunden mit lustigen Späßen heranzulocken versuchte und mit den Nachbarn schimpfte. Um so mehr wunderten wir uns, als uns eine ältere Frau von bescheidenem Aussehen, die sich für die teuersten Teppiche interessierte, sehr häufig zu besuchen anfang. Sie sprach immer mit Jacques, sah aber dabei nur mich an. Wir machten darüber unsere Scherze, und wenn Jacques sie aus der Ferne kommen sah, pflegte er zu sagen: ›Da kommt Ihre Geliebte!‹ – ›Eher die Ihre, als die

meine! antwortete ich, die besten Waren hervorholend.

Einmal brachte sie eine dicht verschleierte Dame mit, die sie uns als ihre Herrin vorstellte. Es war ganz unmöglich, das Gesicht der neuen Kundin zu sehen; wir konnten nur feststellen, daß sie rechtvoll, schwarzäugig und nicht mehr jung war. Ihre Stimme bekamen wir gar nicht zu hören, da sie alle Unterhandlungen durch Vermittlung der Dienerin führte, der sie ihre Antworten ins Ohr flüsterte.

Nachdem sie Waren für einen recht bedeutenden Betrag ausgesucht und versprochen hatte, jemand zu schicken, um die Teppiche abzuholen und mich zu ihr ins Haus zu geleiten, wo ich mein Geld bekommen würde, entfernte sie sich.

Gegen Abend kam die gleiche ältere Person, der ich mit dem schweren Ballen folgte. Unterwegs sprach sie viel darüber, wie sehr die Bescheidenheit die Jünglinge ziere, und berichtete über einige Fälle, wo junge Leute dieser Tugend ihr Glück zu verdanken hätten. Ich stimmte meiner Begleiterin vollkommen zu und gab ihr durch einige Andeutungen zu verstehen, daß auch ich mich zu der

heutzutage sehr seltenen Art bescheidener und schweigsamer Jünglinge zähle. ›Das habe ich beim ersten Blick gemerkt. Ja, die Fatma hat ein geübtes Auge für derlei Dinge. Auch die Herrin hat einen guten Blick: sie beurteilt die Schönheit, und ich – die Schamhaftigkeit und die Treue! – ›Wenn der Beruf Eurer Herrin angenehmer ist, so ist der Eurige zweifellos ehrenvoller, bemerkte ich darauf.

›Ach ja, Liebe, die sich nicht auf Tugend stützt, ist nicht von Dauer!‹

Unter solchen Gesprächen erreichten wir das Haus, in dem die Damaszener Dame wohnte. Aus dem Geschwätz der Alten erfuhr ich, daß ihre Herrin eine reiche Witwe namens Nosa sei, die ihren ersten Mann vor sieben Jahren verloren habe und dann zum zweitenmal mit einem sittenlosen jungen Mann unglücklich verheiratet gewesen sei, den sie wegen seiner Bummeleien und unanständiger Streiche aus dem Hause haben jagen müssen.

Ich glaube, daß das, was ich im Hause der Frau Nosa sah, nichts anderes war, als eine beabsichtigte Prüfung meiner Keuschheit. Anders kann ich mir gar nicht erklären, warum man mich mit den Tep-

pichen direkt in ein großes Zimmer mit einem Bassin geleitete, in dem sieben oder acht völlig entkleidete Frauen badeten.

Bei meinem Erscheinen schrien sie entsetzt auf und sprangen kreischend alle zugleich in das Bassin, was zur Folge hatte, daß das Wasser über den Rand auf den Fußboden lief; schon im Wasser sitzend, überschütteten sie die alte Fatma mit Vorwürfen, die mir halb erheuchelt schienen, denn sie lachten zugleich, stießen und klatschten einander auf die nackten Rücken und spritzten mich mit Wasser an. Besonders laut kreischte die dickste, die, da sie im Bassin nicht Platz fand, ihr Gesicht unter ihren Freundinnen zu verbergen suchte und mit den Beinen strampelte, wobei der Rücken, die Beine und die übrigen Körperteile völlig entblößt blieben. Meine Begleiterin flüsterte mir zu: ›Mach die Augen zu, mach die Augen zu!‹ und zog mich am Ärmel weiter. Ich war durch dieses unerwartete Schauspiel so sehr verblüfft, daß ich mich aus dem Saaleführen ließ, aus dem nun das Lachen, Plätschern und Kreischen mit doppelter Kraft klang.

Nach drei Zimmern blieben wir in einem kleinen Raume stehen, wo mich Fatma zurückließ, damit

ich ihre Herrin erwarte. Nosa erschien in einem durchsichtigeren Schleier, so daß ich sie mir genauer ansehen konnte: sie war an die vierzig Jahre alt, viel voller, als ich vorher geglaubt hatte, besonders in den Hüften, und hatte ein nicht unangenehmes, doch etwas gedunsenes Gesicht mit langer,



gerader Nase, runden Augen, kleinem, herzförmigem Mund, zusammengewachsenen Brauen und breitem, dickem Kinn. Ihre Stimme war unerwartet hoch, worüber ich beinahe lachen mußte, als ich sie zum erstenmal hörte. Nachdem sie die Teppiche in Empfang genommen, nachgeprüft und nachgezählt hatte, fragte sie mich: Ich glaube, die dumme Fatma hat dich ins Frauenbad geführt?

»Ich habe nichts gesehen«, antwortete ich, die Augen niederschlagend.

»Schamhaftigkeit ist natürlich sehr lobenswert, aber so wirst du vielleicht hinterher sagen, daß du auch mich nicht gesehen hast.«

»Als ich Euch erblickte, vergaß ich gleich alles, was vorher gewesen.«

»Der Junge gefällt mir: er versteht schon zu schmeicheln!« rief Nosa lachend aus, aber meine Worte machten auf sie offenbar guten Eindruck. Beim Abschied gab sie mir einen Beutel, in dem ich zu Hause zehn Goldstücke und einen Ring mit einem großen Topas fand.

Nun wurde es uns klar, daß die reife Witwe nicht ganz gleichgültig gegen mich war und daß alle Besuche Fatmas und meine Wanderung ins Haus der Frau Nosa nichts anderes als eine recht gewöhnliche Einleitung zu einem noch gewöhnlicheren Spiele bedeuteten. Ich tat aber so, als verstünde ich nichts und stellte mich keusch und dumm, was mir gar nicht so schwer fiel, da ich für die welken Reize der ehrwürdigen Dame wenig übrig hatte. Ich und Jacques faßten indessen einen bestimmten Plan, der, ohne meine Abneigung gegen Frau Nosa auf die

Probe zu stellen, uns eine drollige und unschuldige Zerstreuung zu verschaffen versprach.

Die Zärtlichkeit und die Zudringlichkeit der verliebten Witwe wurden in der Tat von Tag zu Tag größer, aber ich wich unter allerlei Vorwänden ihrer Leidenschaft aus; doch als Nosa einmal besonders stürmisch in mich drang, daß ich ihr den wahren Grund meiner Kälte eröffne, sagte ich, gleichsam zögernd: ›Glaubt nicht, Herrin, daß ich undankbar sei und Eure Zuneigung nicht zu schätzen wüßte; aber die Sache ist die, daß ich sehr abergläubisch bin und, da ich gewisse Kenntnisse in der Magie besitze, keine einzige wichtige Angelegenheit ohne günstige Prophezeiung zu beginnen pflege.‹

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als meine Geliebtedenbrennenden Wunsch bekundete, meine geheimnisvollen Künste zu erproben. Jacques und ich waren gerade darauf gefaßt und hatten schon vorher ausgemacht, wie in diesem Falle zu handeln. Nach langem Weigern erklärte ich mich bereit, für Frau Nosa einen Geist zu zitieren, und bestimmte einen Abend, an dem sie mich zu diesem Zweck besuchen sollte. Wir hatten in unserem Zimmer

alles so eingerichtet, wie wir es bei den Wahrsagern zu Konstantinopel gesehen hatten. Die Rolle des Geistes spielte natürlich mein Freund, den man im Schwefelrauch, der auch das blühendste Gesicht totenfahl erscheinen läßt, schwer erkennen konnte. Wir ließen die Dame in einem dunklen Zimmer allein, und ich begann laut und singend den Anfang der Vergilschen Aeneis zu deklamieren, die bekanntlich mit folgenden Worten beginnt:

›Arma virumque cano . . . ‹

Nosa hörte zitternd, in einen dunklen Mantel gehüllt, zu; nun entzündete ich den Schwefel, und hinter dem zurückgeschlagenen Vorhang erschien Jacques in seltsamer Kleidung aus bunten Stoffen. Ich unterhielt mich, wie es die Geisterbeschwörer zu tun pflegen, mit dem Gespenst, während die Dame in ihrer Ecke zitterte. Ich fragte laut und gebieterisch, und der Geist antwortete mit dumpfer, wie aus dem Grabe klingender Stimme. Aus unserem Zwiegespräch ging hervor, daß Nosa ihr Glück nur in der Ehe mit mir finden könne, daß sie mir einen Teil ihres Vermögens schenken müsse und daß die Genien ihr günstig seien. Darauf ertönte ein

heftiger Donnerschlag, den Jacques, ich weiß nicht wie, erzeugt hatte, und der Schatten verschwand in der wieder eingetretenen Dunkelheit.

Als man Licht machte, lag die Dame bewußtlos, vom Gesehenen erschüttert, auf dem Boden. Als ich sie zum Bewußtsein brachte, umschlang sie meinen Hals mit den Armen und sagte unter Lachen und Tränen: »Siehst du, wie wahr die Geister sprechen!«

»Die Geister können sich auch irren«, sagte ich ausweichend. Aber die Witwe wiederholte, mich umarmend, immerwieder, daß sie an die Prophezeiung glaube und alles erfüllen werde, was der Geist gesagt hatte. Ich schämte mich ein wenig, die vertrauensselige Frau so zu betrügen, konnte aber den einmal betretenen Weg nicht mehr verlassen, da ich fürchtete, die arme Nosa durch die Entlarvung unseres Schwindels noch mehr zu kränken. Es blieb mir nichts anderes übrig, als das begonnene Spiel zu Ende zu führen, was ich auch ohne besondere Lust tat. Als sie mir den versprochenen Teil ihres Vermögens gegeben und die Hochzeit mit mir gefeiert hatte und wir allein in der Kammer geblieben waren, zog sich die Witwe aus und rief mich zu

sich heran; aber ich blieb unbeweglich vor der Türe stehen. Nun fragte mich die Gattin:

›Warum kommt Ihr nicht näher, mein Herr Gemahl? Bin ich denn nicht Eure Frau geworden?‹

›Es ist wohl richtig, daß Ihr meine Frau geworden seid, aber ich habe heute beim Abendbrot Zwiebeln gegessen und wage es nicht, Euch mit meinem Atem zu belästigen.‹ Ohne vom Lager aufzustehen, fuhr sie fort: ›Es ist natürlich nicht sehr vernünftig, mein Freund, daß Ihr beim Abendbrot Zwiebeln gegessen habt, aber braucht Ihr Euch denn vor Eurer Freundin zu schämen? Kommt näher, und Euer Atem wird mir angenehmer sein als Moschus, denn ich liebe Euch vom ganzen Herzen, glaubt es mir.‹

Ich rührte mich nicht vom Fleck und antwortete langsam und ruhig: ›Außerdem muß ich Euch sagen, Herrin, daß ich krank, sehr krank bin und nicht zu Euch kommen kann.‹

Nun durchschaute wohl Nosa meine Verstellung: sie sprang ganz nackt vom Bette auf und lief auf mich zu. Sie hatte Hängebrüste, einen dicken Bauch, ein breites, gedrungenes Becken und kurze Beine. Sie packte mich am Ärmel und begann mich er-

barmungslos zu schütteln, wobei das wohlriechende Öl von ihren Ellenbogen auf den Boden hinunterlief. Ich befreite meine Hand und sagte: ›Ich habe Euch doch gesagt, daß ich krank bin, was wünscht Ihr noch von mir?‹

Nosa berührte mit ihrem dicken Gesicht beinahe das meinige und flüsterte in höchster Erregung: ›Du bist krank? Ja? Warum hast du es mir nicht früher gesagt? Haben es denn deine Geister nicht gewußt? Hat man die Hochzeit nicht aufschieben können?‹

›Ich fürchte, daß man dann die Hochzeit für lange hinauschieben müßte, für sehr lange, entgegnete ich vielsagend.

Nun begann meine Gattin, die meine Gedanken erraten zu haben schien, wahnsinnig zu fluchen; wie ein Strom, der seinen Damm durchbrochen hat, überschüttete sie mich mit den bittersten Vorwürfen, versuchte mich zu kratzen und zu kneifen und griff zuletzt zu ihren Pantoffeln und begann mich mit ihnen so furchtbar zu schlagen, daß ich Rettung in der Flucht suchen mußte. Sie verfolgte mich, nackt wie sie war, durch den ganzen Garten und schrie mir nach: ›Schurke, Räuber, Christen-

hund, Dieb, Teuffel! und ähnliche wenig schmeichelhafte Namen. Ich sprang aus dem Garten hinaus und rannte, ohne mich umzusehen, davon, während ich in der Ferne noch immer die durchdringenden Schreie der ehrwürdigen Dame hörte, auf die nur das Bellen der Nachbarshunde antwortete.

Jacques erwartete mich ungeduldig, und ich begann, nachdem ich mich ein wenig verschnauft hatte, meine Erzählung, die immer wieder durch unser beider Lachen unterbrochen wurde.

Am nächsten Morgen kam zu uns die alte Fatma und teilte mir im Namen ihrer Herrin mit, daß ich ins Haus meiner Gattin nicht wiederzukehren brauche, daß ich mir das Geld behalten dürfe, daß mich aber Frau Nosa um die Rückgabe des Ringes mit dem Topas bitte, der ihr ein teures Andenken an ihren ersten Gatten sei. Ich übergab den Ring schweigend der Dienerin, die, nachdem sie ihren Auftrag erledigt, uns zwei Räuber nannte, ausspuckte und wütend das Haus verließ.

Wir erfuhren nicht mehr, ob die untröstliche Witwe einen vierten Gemahl mit größerem Glück gefunden hatte, denn wir verließen bald darauf Damaskus, um eine Reise zum Arabischen Meerbusen zu

unternehmen. Das Meer, das mich wieder anzog, versprach mir trügerisches Vergessen in meinen drückenden Erinnerungen und der Sehnsucht nach der Heimat. Zu Lande glaubte ich immer, daß eine Seefahrt mich zerstreuen würde, sobald ich aber einen oder zwei Tage auf dem Schiffe verbracht hatte, sehnte ich mich schon wieder nach dem Festlande. Überall suchte ich Ruhe, die ich aber nirgends finden konnte, und ich wußte selbst nicht genau, was für eine Unruhe mich bewegte.

★





NSERE REISE BIS ZUM Arabischen Meerbusen durch die Wüste und Berge brauche ich wohl nicht zu beschreiben. Am Morgen, am Abend und am Tage sahen wir das fast immer gleiche Bild: die in der Ferne verschwindenden Wellen sandiger Hügel, die

sich wie ein schmales Band windende Straße, Büsche, Gras und Schilf an den Ufern einsamer Bäche – das alles wurde bald von der aufgehenden, bald von der untergehenden Sonne immer gleich beleuchtet; ein glühender Wind überschüttete uns mit heißem Sand, und wenn wir nachts vor dem Geheul der Schakale erwachten, sahen wir ganz nahe über uns große, gleichsam durchbrochene Sterne.

Endlich leuchtete in der Ferne hinter roten Felsen ein grüner Wasserstreifen auf. Von einer seltsamen Unruhe ergriffen, konnte ich kaum erwarten, daß wir das Ufer erreichen und ein Schiff besteigen. Kaum war aber die Nacht angebrochen, als ein

Sturmwind kam, den Mast und das Steuer brach, und unser Schiff, unbekannt wo, unbekannt wohin, herumgetrieben wurde. Gegen Morgen wurde die See etwas ruhiger, und wir beschloßen, um der Gefahr der Klippen zu entrinnen, uns zu zwei und zwei Mann an große Planken festzubinden und uns so den Fluten preiszugeben. Es zeigte sich, daß wir das Schiff just zur rechten Zeit verlassen hatten, denn kaum hatten wir uns nur wenige Klafter weit entfernt, als ein Windstoß das Schiff gegen ein Riff warf, worauf es im Augenblick zu Spänen zerbarst, ebenso wie ein von einem Kinde aufgebautes Kartenhaus vom geringsten Stoß oder dem leisesten Hauch auseinanderfällt. Zwischen den Riffen gab es einen Strudel, aus dem das Meer ein Schiff nur als formlose Späne und Splitter herauspie. Die Schreie der Ertrinkenden wurden vom Heulen des Windes und dem Toben der Wellen übertönt. Als wir von unserer Planke aus dieses Schauspiel beobachteten, kam eine mächtige Woge, die uns mit solcher Kraft traf, daß ich die Besinnung verlor und erst viel später auf einem öden, von Schiffstrümmern und Leichen bedeckten Strande zu mir kam. Über mich gebeugt stand Jacques, der sich die größte

Mühe gab, mich zum Bewußtsein zu bringen. Hinter dem schmalen Sandstreifen, auf dem ich lag, erhob sich steil ein hohes, von niederem Gesträuch bewachsenes Flachgebirge; ein kaum merkbarer Pfad wand sich hinauf.

Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, mich ordentlich umzusehen, als auf dem Hintergrunde des abendlichen Himmels ein Haufen Menschen erschien; nachdem alle an den Strand gekommen waren, umringten sie uns, banden uns die Hände mit zähen und langen Grasstengeln fest und führten uns in die Berge. Nicht weit vom Rande des Bergplateaus befand sich ein kleiner Palmenhain mit einer klaren Wasserquelle; hie und da waren Hütten mit spitzen Dächern verstreut: dies war das Dorf unserer Besieger. Uns entgegen kam eine Schar von Weibern mit Pauken, Trommeln und Gesang. Sie drängten sich um uns und begannen uns, noch ehe wir das Dorf erreicht hatten, aufmerksam zu mustern; am meisten schienen sie sich über unsere weiße Hautfarbe und unser schlichtes, glattes Haar zu wundern. Nachdem sie ihrem Erstaunen und ihrer Freude mit lautem Schreien genügend Ausdruck gegeben hatten, trat aus ihrer Mitte eine dicke Alte hervor, die

uns zu entkleiden begann, ihren Freundinnen einen Bestandteil unserer Kleidung nach dem anderen zuwerfend, was jedesmal schallendes Gelächter hervorrief. Besonderes Interesse weckte die Breite unserer Pluderhosen; in jedes Hosenbein schlüpfen je zwei Weiber hinein, die dann zu springen und wilde Kehllaute von sich zu geben begannen; das letztere galt bei ihnen offenbar als Gesang.

Die Eingeborenen waren alle groß gewachsen, hatten schwarze Hautfarbe, krauses, struppiges Haar und hervorstehende Lippen; ihre Kleidung bestand außer der kleinen Schürze um die Lenden, aus der Tätowierung (besonders bei den Männern), einigen Federn im zottigen Haar und Reifen an den Armen und Beinen. Die Frauen unterschieden sich von den Männern nur durch ihren Körperbau und dadurch, daß viele von ihnen ihre Säuglinge am Rücken festgebunden trugen.

Es waren im ganzen nicht mehr als dreihundert oder zweihundertundfünfzig Seelen, und sie hielten sich anscheinend für ein eigenes Volk oder jedenfalls für einen eigenen Staat, denn sie führten ununterbrochen Krieg mit den Nachbarsdörfern; wenn sie eine Niederlage erlitten, heulten sie einen gan-

zen Tag, im andern Falle feierten sie aber Feste: drei Tage und drei Nächte hintereinander tanzten, sprangen und sangen sie, brien Ziegen am Spieße, tranken irgendeine würzige und berauschende Flüssigkeit, warfen Speere, entzündeten Feuer über dem Meere und schlugen beim Erscheinen des Mondes Trommeln und Pauken. Wenn die Männer nicht gerade Krieg führten, so jagten sie, fischten, besserten die schadhaften Waffen aus oder lagen im Schatten ihrer Hütten und prahlten offenbar mit ihrem Mut und Erfolg. Die Weiber säugten ihre Kinder, zerrieben Getreidekörner zwischen zwei dicken flachen Steinen, weideten das Wild aus und brien es am Spieß oder sammelten irgendwelche Kräuter, die zur Behandlung von Wunden und Schlangengebissen dienten. Soweit ich sehen konnte, hatten die Eingeborenen fast keine Religion und beteten im gleichen Maße alles an, was ihre jungfräuliche Phantasie erregte: die Sonne, den Mond, die Sterne, den Donner, den Blitz, den Regenbogen, insbesondere aber einen glücklichen Fischfang, einen Sieg im Kriege, die Geburt eines Kindes, den Tod und die Liebe. Allerdings kannten sie die Liebe, wie wir sie verstehen, nicht und pflegten nur unordentlichen

Verkehr mit den Weibern, deren Fürsorge sie die Kinder gänzlich überließen. Die Knaben kamen mit zehn Jahren unter die Obhut der Männer und nahmen gleichberechtigt an allen Mühen und Gefahren der letzteren teil.

Wir mußten die Hausarbeiten verrichten und den Weibern helfen, deren Neugier und Zudringlichkeit uns aber bald zur Last fielen. Da die wilden Weiber am meisten über unsere Hautfarbe staunten, erfand Jacques ein Mittel, dieses Lockmittel für die schwarzen Damen zu vernichten. Wir fingten nämlich an, uns jede Nacht mit dem Ruß aus den Herden einzureiben, so daß unsere Hautfarbe sich zuletzt der der Eingeborenen näherte. Die Weiber erkannten uns im ersten Augenblick nicht wieder, dann wunderten sie sich sehr über unsere Verwandlung und schnalzten einen ganzen Tag mit den Zungen und schüttelten die Köpfe; aber allmählich gewöhnten sie sich doch daran, verloren jedes Interesse für uns und ließen uns in Ruhe.

So vergingen viele Wochen und Monate; wir hatten schon jede Hoffnung aufgegeben, in unsere Heimat zurückzukehren, die wir selbst im Traume nicht mehr sahen. Man ließ uns niemals aus dem Dorfe

heraus, und wir hatten nicht einmal die Möglichkeit, an den Strand des Meeres zu gehen, das uns von der fernen Heimat trennte; wir glaubten, unsere Sklaverei würde niemals enden, als uns plötzlich ein seltsamer Zufall aus der bedrückenden Gefangenschaft befreite und vor uns von neuem den Leitstern der Irrfahrten entzündete. Seltsam war daran übrigens nur das Unerwartete.

An einem besonders heißen Tage, als die Männer im Schatten herumlagen, die Weiber ihren Zank vergessen hatten und in den Hütten schliefen und nur die nackten Kinder im Sande spielten, als ich und Jacques unsere Arbeit an den Mahlsteinen unterbrachen und leise von Europa sprachen – ertönte ein ferner Schuß, und einige Zeit darauf kamen zwei Eingeborene gelaufen, die sich die Ohren mit den Händen zuhielten und entsetzlich schrien. Auf ihre Schreie sammelten sich die Schwarzen, die die ungewöhnliche Erscheinung zu besprechen begannen. Die Weiber kamen aus ihren Hütten heraus und hörten besorgt den Gesprächen der Männer zu; nur die Kinder fuhren ruhig fort zu spielen und einander Sand auf die Köpfe zu streuen. Mit einem heimlichen Zittern sahen wir, wie die Wilden sich

bewaffneten, offenbar um in eine Schlacht zu ziehen; die Weiber halfen ihnen dabei, ihnen bald Pfeile, bald einen Speer, bald einen ledernen Schild reichend. Als die Krieger sich in einem unordentlichen Trupp entfernt hatten, versammelten sich die zu Hause gebliebenen Weiber zu einem Haufen inmitten des Dorfes und fingen an, Beschwörungen zu murmeln, die sie ab und zu mit langen, eindringlichen Schreien unterbrachen; plötzlich fielen sie alle zugleich stumm anbetend zu Boden; dann sprangen sie wieder auf, drehten sich, murmelten, heulten und fielen von neuem hin. So ging es, bis die Schüsse ganz in der Nähe erklangen und die Schwarzen als ein unordentlicher Trupp zurückfluteten, von einem Häuflein Weißer in breitkrempigen Hüten, mit Musketen und Pistolen in den Händen verfolgt. Als die Europäer die Mitte des Dorfes erreichten, gaben sie eine Salve ab, und alle Wilden, die Männer wie die Weiber fielen sofort, um Gnade flehend, zu Boden. Nun gab der Anführer der Weißer seinen Leuten ein Zeichen, und diese hoben die Lebenden und Unversehrten vom Boden auf, fesselten ihnen die Hände und führten sie auf die Seite. Wer kann sich mein Erstaunen vorstellen,

als ich, hinter dem Gebüsch, in dem wir uns verborgenhielten, hervorblickend, im Kapitän den Jack Bright erkannte, den ich einst zu Beirut gesehen hatte; der lange schwarze Vollbart, die Schramme auf der Wange, die behaarten Hände, der unbewegliche Blick und die laute rohe Stimme ließen keinen Zweifel darüber übrig, daß er es war.

Nun kamen wir aus unserem Versteck heraus und schrien laut, daß wir unsere Brüder und Landsleute begrüßen.

Die Ankömmlinge schienen über den Widerspruch zwischen unserer Erklärung und unserem Aussehen erstaunt und warteten, daß wir näher kämen.

Unser Aussehen mußte in der Tat seltsam erscheinen: nackt, über und über mit Ruß geschwärzt, mit zerzaustem Haar, näherten wir uns mit unsicheren Schritten, die Hände vorgestreckt und gleichzeitig in zwei verschiedenen Sprachen schreiend. Doch Bright, der uns die ganze Zeit unverwandt ansah, ging schnell auf uns zu, ergriff unsere Hände und sagte, sich an seine Genossen wendend: »Es stimmt. Ich kenne diese Gentlemans und büрге für die Wahrfahigkeit ihrer Worte. Sie sind wohl durch ein großes Unglück, nach dem sie auszufragen jetzt nicht

die Zeit ist, in diese ungewöhnliche und unerwartete Lage geraten. Wir müssen alles tun, was wir nur können, um unseren Brüdern zu helfen und sie zu beruhigen. Dann gab er den Befehl, daß man uns Kleider gäbe und uns an Bord des Schiffes bringe.

Solange wir unter den Wilden lebten, kam es uns kein einziges Mal in den Sinn, daß wir nackt seien, aber jetzt, als wir wieder mit Europäern zusammenkamen, empfanden wir Scham und Verlegenheit ob unserer Blöße. Zum Strande wurden wir von einem Schiffsjungen geleitet, denn der Kapitän beratschlagte noch mit seinen Leuten über das Schicksal der Schwarzen, unter denen wir so lange gelebt hatten. Man gab uns Kleider, wir wuschen uns den Ruß von den Leibern, tranken Whisky, aßen und warteten ruhig auf die Rückkehr Brights. Alles Vorgefallene war so verblüffend, daß wir jede Fähigkeit verloren, uns zu freuen und zu wundern.

Gegen Abend führte man die mit einem langen Strick zusammengebundenen gefangenen Eingeborenen aufs Schiff; sie schwiegen und blickten nachdenklich und demütig wie Vieh; man brachte

sie im Kielraum unter, wo es so wenig Platz gab, daß sie beinahe in zwei Schichten übereinanderlagen.

Nachdem der Kapitän die letzten Befehle erteilt hatte, besuchte er mich und Jacques in der Kajüte, die man uns zugewiesen, fragte, welches Reiseziel uns erwünscht wäre, und machte eine Andeutung, daß er nach dem heimatlichen England segle, wo ihn wichtige Geschäfte erwarteten. Ich sagte ihm, daß ich nichts besseres zu erfehlen wüßte, als daß er mich nach Portsmouth bringen möchte, wofür ich ihm bis an mein Lebensende dankbar sein würde. Jacques war traurig und schweigsam und antwortete auf meine Frage, ob er denn sich über die Aussicht, in seine Heimat zurückzukehren, gar nicht freue, daß er in Marseille niemanden habe und daß es überhaupt in der ganzen Welt keinen Menschen gäbe, an dem er so hinge, wie an mir. Ich umarmte ihn und machte ihm den Vorschlag, in Portsmouth zu bleiben, da ich mir sagte, daß, selbst wenn Mister Fay ihm sein Haus verschließen sollte, es meinem Freunde Jacques doch ganz gleich wäre, ob er seinen gewohnten Beschäftigungen in einem französischen oder einem englischen Hafen nachgehen

würde. Dufour wurde sofort lustiger und fing wieder heiter und harmlos zu scherzen an.

Wir konnten uns das Entgegenkommen und die Freundlichkeit Brights, der durchaus nicht den Eindruck eines Menschen machte, der zu jedem ersten besten freundlich ist, unmöglich erklären. Sein Benehmen uns gegenüber ließ nichts zu wünschen übrig, denn er war aufmerksam und sogar zuvorkommend. Wenn er zufällig mit mir allein blieb, erzählte er mir viel von seinen Reisen, bei denen er Indien, China, Zeylon und andere märchenhafte Länder besucht hatte. Seine einfachen, etwas trockenen Worte malten die zauberhaften Bilder ferner Länder, ihrer Bewohner und des ungewöhnlichen Wissens ihrer Weisen. Bei diesen Berichten klang die Stimme Jacks dumpfer und geheimnisvoller und tönte wie eine große Glocke in einem dichten Walde. Über eines schwieg sich unser Kapitän aber aus: er erwähnte mit keinem Worte, wozu er alle diese Fahrten unternommen, was er in Beirut getrieben hatte, wie er an diesen wilden Strand, wo er mich und Jacques gerettet hatte, geraten war, wohin und wozu er jetzt segelte und wer er eigentlich war. Über alle diese Dinge sagte er nichts, und wir frag-

ten ihn auch nicht aus. Er hatte eine seltsame Angewohnheit, auf die wir uns aber erst später besannen: sobald es elf Uhr schlug, selbst inmitten eines noch so belebten oder wichtigen Gesprächs, zog er sich sofort in seine Kajüte zurück, oft sogar, ohne einen begonnenen Satz zu beenden.

Wir schrieben das der Pünktlichkeit zu, die unseren Landsleuten in hohem Maße eigen ist. Ein Zufall zeigte uns aber, daß es nicht nur Pünktlichkeit war, sondern etwas viel Seltsameres, Wichtigeres und Unbegreiflicheres.

Eines Abends, als Jack Bright sich mitten in einer überaus interessanten Erzählung wie gewöhnlich zurückzog, warteten ich und Jack eine Weile ab, folgten dann dem Kapitän, blieben vor der Türe seiner Kajüte stehen und begannen zu horchen. Es war nichts zu hören, als wir aber die Augen an einen Spalt in der Türe drückten, bot sich uns folgender Anblick. An den Wänden der Kajüte hingen seltsame Darstellungen von Tierkreiszeichen, das Bild eines Menschen mit geöffnetem Busen, in dem eine Sonne brannte, Pläne und Inschriften in einer uns unverständlichen Sprache. Bright selbst saß im Hut vor einem großen Buche und starrte regungs-

los in eine blaue Flamme, die auf einem kleinen Dreifuß brannte. Vor ihm stand ein vollständig entblößter etwa dreizehnjähriger Knabe, die Arme ausgebreitet und in die gleiche Flamme starrend. Im ersten Augenblick erkannte ich in ihm unseren Schiffsjungen nicht, dem ich übrigens vorher sehr wenig Beachtung geschenkt hatte. Er war blaß und so mager, daß man alle seine Rippen zählen konnte; das übrigens recht gewöhnliche Gesicht war von einem erstaunlichen durchsichtigen Weiß, das unheimlich gegen den grellroten Mund abstach. Besonders fielen mir die Augen des Knaben auf: tiefblau wie Saphire, sehr schmal, unbeweglich, gleichsam des Sehens unfähig, versengten sie sofort meine Seele mit der Erinnerung an Stephanie, deren Geschichte, die ich schon vergessen hatte, plötzlich mit unheimlicher Klarheit in meinem Gehirn erstand.

Den Schiffsjungen fror es offenbar, denn er zitterte immer heftiger am ganzen Leibe, während Bright, in die blaue Flamme starrend, mit singender Stimme etwas aus seinem Buche vorlas. Schließlich warf er auf den Dreifuß irgendeine Spezerei, und die schwache Flamme loderte plötzlich als eine lange

grelgelbe Zunge auf. Jack hörte zu lesen auf und richtete seinen Blick in eine Ecke, die sich außerhalb unseres Gesichtsfeldes befand, der Knabe aber hörte zu zittern auf und erstarrte mit gespreizten Armen, aus denen ohne jeden ersichtlichen Grund hellrotes Blut in dünnen Strömen zu rieseln begann.

Wir sahen wie festgebannt zu, doch die Flamme wurde wieder zu einem blauen Flämmchen, der Schiffsjunge wankte, wie wenn er umfallen müßte, Jack erbleichte, schlug geräuschvoll die Seite in seinem Buche um, ergriff einen langen Dolch und ging auf den nackten Knaben zu. Außerstande, meine Erregung zu bemeistern, schrie ich entsetzt auf: 'Haltet ein, haltet ein, Jack Bright! Ich kann mich noch erinnern, wie mit meinem Schrei ein anderer unmenschlicher Aufschrei zusammenfloß, das Folgende schwand mir aber aus der Erinnerung, da ich bewußtlos in Jacques' Arme fiel.

Am nächsten Morgen kam der Kapitän zu uns in die Kajüte; er war bleicher als sonst, aber ruhig und beherrscht. Nachdem er sich mit uns eine Weile unterhalten hatte, bemerkte er: 'Ich glaube, es wird für Eure Ruhe von Vorteil sein, wenn Ihr Eure

Kajüte nicht mehr verlaßt. Auf dem Schiffe könnt Ihr Zeugen von Szenen werden, die, wenn sie nicht erklärt sind, Euren Verstand trüben müßten. Sie Euch zu erklären, hat aber niemand das Recht.

Von nun an ließ man uns nicht mehr heraus, und während der ganzen langen Fahrt lebten wir wie Gefangene; Bright besuchte uns zuweilen in unserer Kajüte, erzählte uns wie früher über China und Indien, zog sich wie immer um elf Uhr zurück, schloß uns aber jedesmal eigenhändig von außen ein. Ich weiß nicht, wie lange diese Reise währte, als wir aber Portsmouth erreichten, erfuhr ich, daß meine Abwesenheit zwei Jahre, drei Monate und zehn Tage gedauert hatte, da es der 13. September 1691 war, an dem ich den heimatlichen Strand wieder betrat.

★





NOCH EHE ICH DAS Haus erreichte, erfuhr ich alle Neuigkeiten, die mich in der Heimat erwarteten. Mister Fay war vor einem Jahre gestorben und hatte mich zu seinem Erben eingesetzt, man hatte einen kalten Winter gehabt, es waren Komödianten

aus London da gewesen, in der Nähe unserer Küste war ein französisches Schiff zerschellt, und Kitty Page war bald nach der Hochzeit irgendwohin verschwunden: die einen glauben, ihr Mann hätte sie weggejagt, die anderen meinen, sie wäre selbst auf den Kontinent gezogen und hätte Edmund verlassen, die dritten wollen darin ein seltsames Verbrechen erblicken, und manche suchen nach noch geheimnisvolleren Ursachen.

Traurig betrat ich mein Zimmer, in dem alles beim alten geblieben war; nur der Seneca schien mir auf einer anderen Seite aufgeschlagen, die einen tröstenderen Ausspruch zeigte. Das Haus war nicht ge-

heizt, da niemand meine Rückkehr erwartet hatte, es regnete, und die Dämmerung senkte sich schnell herab. Ins Zimmer trat Edmund, der mich umarmte und zu weinen anfang. Auch mir kamen Tränen in die Augen, als ich den mager gewordenen Freund erblickte. Als hätten wir es so ausgemacht, fragten wir einander über die erlittenen Schicksalsschläge gar nicht aus und gingen ins Eßzimmer hinunter, wo im Kamin ein von Jacques, der mit Magdalene schon Freundschaft geschlossen hatte, angemachtes Feuer brannte. Ich steckte meine kurze Pfeife an und begann von meinen Fahrten zu erzählen. Als die Rede auf unsere Heimfahrt kam und ich den Namen Jack Brights erwähnte, sprang Edmund auf und rief aus: ›Wie, Jack Bright? Ist er hier, ist er mit euch gekommen?‹

›Er ist in der Tat mit uns gekommen, ob er aber noch hier ist, weiß ich nicht, denn er hatte große Eile, weiterzureisen.‹

›Gott sei Dank!‹ sagte Edmund, sich wieder in den Sessel setzend.

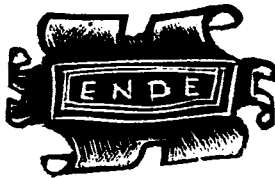
›Kennst du ihn denn? Was weißt du von ihm?‹ fragte ich.

›Nichts, nichts, davon später. Fahre, bitte, in deiner

Erzählung fort, flüsterte der Freund, sich die Augen bedeckend.

›Weiter habe ich aber fast nichts zu erzählen, entgegnete ich.

Als ich mit dem Bericht über meine Wanderungen fertig war, saß ich lange neben Edmund vor dem brennenden Kamin, während Jacques und Magdalene vor der Türe standen; die letztere wischte sich mit der Schürze die Tränen aus den Augen, und meine Füße ruhten auf dem weichen Rücken des alten Nero.



Druckanordnung von Woldemar Klein, München



Gedruckt bei Poeschel & Trepte, Leipzig

